Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 149c
(11.

III. 117. II.
Germ. 149 e

Gemälde
des
menschlichen Herzens
in Erzählungen.

Von
August Lafontaine.

Eilfter Theil.

Aline von Riesenstein.
Zweiter Band.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung,
1808.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149

Aline von Riesenstein.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Band.

Halle und Leipzig,
in der Rufſchen Verlagshandlung. 1808.

Aline von Riesenstein.

Zweiter Band.

Des Barons zweite Reise.

Die Liebe, ich meine die wahre, die wie der Strahl der Verklärung nur reine und begierdenlose Herzen umleuchtet, und eben darum den gemeinen Seelen wie die Verklärung eine Fabel ist, die ist die wahre Wünschelruthe, Baguette, der Mosisstab und Merkursstab. Sie stammt wie die Wünschelruthe aus dem Paradiese, aus einer schönern Welt. Mitleidige Engel brachten, sagt die Fabel, einen Zweig von dem Baume des Lebens, den in der Wüste umherirrenden Menschen; der fromme Seth pflanzte ihn, und Moses schlug mit einem Zweige davon das lebengebende Wasser aus dem dürren Felsen hervor. Die Liebe ruft auch alle Le-

bensquellen in der Wüste des Lebens hervor. Der Mensch auf den Flügeln der Liebe hebt sich empor über das Leben, über die Erde, wie Abaris auf der goldenen Wünschelruthe in den Lüften fuhr; die Liebe eröffnet, wie der Merkursstab, die Thüre des Orkus, einer zweiten, stillen, heiligen Welt, und sie führt die verbundenen Schatten sanft die dunkeln Wege durchs Grab nach Elysium, wo keine Trennung mehr droht; und wenn sie auch nicht alle Wunder thut, die Jakob Aymar von seiner Wünschelruthe erlog, und welche neue Philosophen mit den ihrigen ihm nachthun, so ist sie doch der Edelstein des Lebens, der wie der edelste Stein mit dem Sonnenlichte, das sie am Tage der Jugend eintrank, die dunkle Nacht des Alters erleuchtet. Sie macht eine Welt voll Wunder aus der gemeinen Welt des kargen Lebens, ohne dazu eines Sitzes in einer Akademie zu bedürfen.

Sie hatte den Baron mit ihrem Feenstabe berührt, und eine lebendige Welt voll Wärme und schöner Bewegung blühete auf

in seinem Innern, wie aus dem todten Winterschnee der lebende Frühling sich aufrichtet. Niemand von seinen Leuten sah die neue Welt, nur des Barons Schwester, die ihren Bruder besuchte, erstaunte, da sie seine Lippen geöffnet hatte. Es war ihr Bruder nicht mehr; sie getraute sich kaum ihre Gelehrsamkeit vor seinen Augen funkeln zu lassen. Sie war gezwungen, ihn mit einer Achtung zu behandeln, die er nicht forderte. Sie erröthete ein wenig vor der Bewunderung, womit er ihre gelehrten Sachen anhörte. Aber dennoch, so einfach, kindlich aufrichtig ihr Bruder auch war, so war sie doch zu voll von ihrer neuesten Idee, die sie, der Himmel mag wissen, wo aufgegriffen hatte, daß im Süden nur der Geist gedeihe, daß nur der Blüthenbaum der Empfindung und der Poesie unter einer wärmern Sonne wachsen könne. Die ersten Tage machte sie nur leichte Vorspielungen; aber dann brach sie hervor.

Sieh, Bruder, der kalte Norden hält nur den Blick auf die elenden Bedürfnisse

des gemeinsten thierischen Lebens gefesselt. Wie sollt es auch anders seyn? Der schwere Himmel, aus dessen grauer Farbe die Sterne kaum hervorblicken, zieht das Auge nicht an. Im Süden, o die schöne Farbe des Himmels! In Persien ist eine Sternennacht, ohne Mond, so hell wie ein heller Abend hier.

O ich war in Persien denn, sagte Magnus seufzend. Ich bins noch zuweilen, Schwester.

Das Mutterherz, glaube mir, konnte nur voll unendlicher Liebe unter einem südlichen Himmel schlagen. Die Liebe trieb nur ihre schönen, ewigen Blüthen in einem Palmenthale, glaube mir. Der Norden bringt nichts als Eis hervor.

Gott sey dem Menschen gnädig, sagte er heftig: der zu einem vollen Herzen Palmen oder sonst eines Baums bedarf, und wäre es der Baum des Lebens selbst, der, wie Buol sagte, dem Menschen im Herzen wachsen muß, ob es wohl wahr ist, daß mir

der Himmel hier vorkommt, wie ein Leichentuch über einem Sarge.

Siehst du, das macht der Norden. Und Bruder, wenn du willst, so machen wir eine Reise nach Wien oder nach Neapel, oder gar wie Kook an den Südpol.

Ach Schwester, ich habe den Südpol im Herzen, wenns Gottes Wille wäre.

Was du plauderst, Bruder! Heirathen mußt du doch endlich. Im Süden, Bruder, wissen sie, was Keuschheit ist, was Unschuld.

Er schüttelte den Kopf. Schwester, die Unschuld hole der Henker, die weiß, daß sie Unschuld ist.

Eben das, Bruder, meine ich. In Griechenland wächst die Unschuld mit der heißesten Liebe auf, zu einer Frucht.

Griechenland? rief der Baron eifrig: das waren die Rechten, wo die Weiber nicht drei Nächte ohne ihre Männer seyn konnten, ohne nicht ihre Betten mit Agnus Kastus zu bestreuen. Nein, nein, in den Süden will ich nicht, ob ich gleich glaube, daß hier

manche ebenfalls ein Lager aus solchen Blättern nöthig hätte.

Seine Schwester konnte ihren Süden gar nicht bei ihm absetzen; aber er fühlte doch eine schmerzliche Langeweile, und so entschloß er sich zu einer zweiten Reise.

Diese Reise war ganz unbedeutend. Der Baron trat, wie Samuel sagte, in die Schwadron. Daß man den reichen Baron gern in töchterreichen Häusern sah, daß die Mädchen über den schönen Kavallerieofficier sein Gold vergaßen, war eben so natürlich. Das wußte ein Jeder, nur der Baron nicht, der bei jedem blauen Auge, das sich schmachtend auf ihn heftete, bei jeder schönen Gestalt an Rosalien dachte und an das keusche Agnus Kastus. Er trug schwer an der Kette der Subordination; aber er trug sie mit Würde. Denn Ordnung muß seyn, sagte er zu Samuel: und wer mit dem Säbel in der Hand dem Tode entgegenreiten soll, der muß das Leichtere können, gehorchen.

Daß die Schwadron vor dem Lieutenant zitterte, und ihn wie einen Vater liebte,

war in der Ordnung. Daß er eine sehr ehrenlose Ehrensache mit einem Major abzumachen hatte, der auf den Einfall gerathen war, dem Baron bei einem Glase Wein eine seiner Töchter aufzuhängen. Das war, wie Samuel sagte, eine Kleinigkeit, die aber doch den Baron in seiner Meinung vom weiblichen Geschlechte bestärkte; daß er seinen Abschied nahm, schien aller Welt, nur ihm nicht natürlich. Er kam zu Hause an, wie der Leser gelesen hat, tiefsinnig, finster, und der Leser weiß auch warum, was Samuel nicht wissen konnte.

Am heitersten war er noch in der Kinderstube, wenn Adelstan auf seinen Knieen saß; das Kind erinnerte ihn an seine erste Reise, an den Bedienten, an seine schönsten, hellsten Tage, an die gutmüthige Wirthin, deren Kindern er Jahr vor Jahr einen reichen Weihnachten sandte, an Buol, an — Rosalien.

Des Barons dritte Reise.

An Rosalien! Was erinnerte ihn an Rosalien nicht? am meisten aber Adelstans Gespielin, Hofmeisters Lieschen, mit einem einfachen Gesange. Das liebliche Mädchen war funfzehn Jahre alt geworden. Ihre schöne Stimme, die Samuel wohl kannte, hatte sie in den schönen Dienst, die Gespielin eines Kindes zu seyn, gebracht. Sie hatte den Befehl des Barons, den ihr der Rentmeister aus des Barons Briefe vorlas, erhalten, sie sollte das Kind vom Herzen lieb haben. Des Barons Befehle galten in Riesenstein wie die zehen Gebote. Sie wollte das Kind vom Herzen lieb haben, und sie hatte das Kind vom Herzen lieb. Sie sollte ihm vorsingen, das war ihr Amt; sie sang dem Kinde alle Lieder vor, die sie wußte, die sie auftreiben konnte. Lieschen hatte

doppelten Lohn, und sollte sich gut kleiden. Das that sie pünktlich, und das Kind hing mit süßer Liebe an Lieschen.

Das sah der Baron, und Lieschen gewann seine Gunst. Er beschenkte sie reichlich. Er bildete sich ein, der Knabe sey nun der einzige Gegenstand seiner Liebe; denn alles andre war ihm ja verloren, Freund und Geliebte. Wie konnte er des Mädchens Liebe zu dem Kinde belohnen? Er hörte selbst sogar Lieschens Lieder mit Wohlgefallen. Aber Lieschens Stimme hatte noch ein Herz gewonnen außer des Barons und Adelstans Herzen, des Jäger Franzens Herz, eines jungen Burschen von achtzehn Jahren, der die Aufwartung auf der Kinderstube hatte.

Lieschen ging mit Adelstan auf dem Arme zuweilen zum Prediger, zum Gerichtshalter. Sie durfte das Kind nicht aus den Augen verlieren. Jedermann ehrte den Pflegesohn des Barons, und Lieschen war mit in der Gesellschaft. Schon nach einem

Jahre war Lieschen kein Bauermädchen mehr, nicht an Leib und Seele.

Franz sah jetzt nach zwei Jahren das liebliche Mädchen, das nun im funfzehnten Jahre hoch und schlank und voll aufgeschossen war. Er hörte sie singen, und er blies auf seinem Horne ihre Melodien nach. Die Liebe wurde sein Lehrer, und ganz Riesenstein sagte: der Franz ist ein musikalisches Genie.

Einen Abend kam der Baron aus dem Garten mit Adelstan, den er trug zurück. Er hörte im Vorzimmer Franzen blasen. Er horchte, denn es war kein Jagdstück. Da aber fing Lieschens Stimme an, und leiser wurden die Töne des Horns. Lieschen sang:

Stille, mein Herze, nur stille und ruh!
Was hilft dein Grämen?
Lern dich bezähmen!
Beuge dich willig, den Schmerz aufzunehmen.
Schmerzhafte Wunden, die schmerzen nur mehr,
Wenn man sich regt und bewegt zu sehr.
Zu sehr!
Zu sehr!

Dieser einfache Gesang that eine große Wirkung auf den Baron. Die letzten Wiederholungen: zu sehr! zu sehr! machten mit dem Horn ein Echo. Er öffnete schnell die Thüre, und Lieschen stand da, das trübe Auge zu Boden gekehrt, als betrachtete sie den Schmerz in ihrer Seele.

Franz ging. Warum grämt sich dein Herz, Lieschen? fragte der Baron mitleidig. Aber Lieschen wußte keinen Schmerz, den sie zu gestehen hatte, und doch hörte der Baron das Mädchen, wenn sie allein war, immer die traurigsten Lieder singen, und sie sang sie, als verginge ihr Herz in stiller Sehnsucht.

Stille mein Herz, nur stille und ruh! sagte er, wie er allein war. Wenn sein Schmerz zu groß werden wollte, über den verlornen Freund und die Geliebte, so ließ er Franzen kommen, und Lieschen mußte ihm das Lied singen, und ihm war, als lindre das trauervolle Lied seinen Schmerz, als gäbe es ihm, statt Geduld, die es lehrte, eine frohe Hoffnung, Freund und Geliebte

wieder zu finden. Diese klagenden, sanften Töne von Lieschens Stimme stellten sich zwischen ihn und seinen Gram, wie ein freundlicher Geist. In den finstersten Stunden erregten diese Töne in seinem Innern stille Hoffnungen.

Das Kind, sagte er: ist ordentlich mein David, wenn der böse Geist über mich fällt. Aber bezahlen will ich dem Mädchen nicht wie Saul. Er hielt Wort. Lieschen wurde Adelstans Aufseherin mit reichlich vermehrtem Lohn. Er schenkte dem Mädchen sehr gute Kleider, einfach, aber sehr fein. Er hatte seine Lust daran, Lieschen recht herauszuputzen. Und Lieschen? Sie war Schuld an des Barons dritter Reise; denn ihre sanften Trauergesänge voll einer Sehnsucht, deren Quell sie selbst nicht kannte; — denn sie war fröhlich wie ein Vögelchen im Lenz, und nur das Uebermaß einer stillen Seligkeit preßte aus ihrem Herzen die sehnsüchtigen Klagen; — diese Klagen gaben dem Herzen des Barons neue Hoffnungen. Mit jedem Tage wurde ihm der Gedanke

lebendiger, seinen Buol aufzusuchen, und dann — dann — die ungetreue Rosalie.

Samuel, sagte der Baron: ich muß fort. Hörst du. Ich muß ihn haben, meinen Buol. Und wenn es auch nichts hilft, Samuel, und fast glaube ich, daß alles nichts hilft, so — ich träume hier, statt zu wachen, statt wacker zu seyn, wie die Bibel sagt. Sieh, Buol, Samuel, Buol, er sprach mit mir einmahl von dem Glück, ein unabhängiger Edelmann zu seyn, was ein Mann, wie ich, Gutes thun könnte. Mir war, als hätte er mir Ehrenpforten aufgerichtet, durch die ich einzög, wie er das sagte. Wir müssen ihn suchen, Samuel!

In Gottes Nahmen, Ihr Gnaden, sagte Samuel mit Freude; denn er hatte seines geliebten Herrn Trauer nicht ohne Schmerz sehen können. Morgen! setzte er hinzu: Morgen, Ihr Gnaden! Dann ging er hinaus, um die Befehle zur Einrichtung der Reise zu geben. Wir holen den Schweitzer, Buol.

Samuel sowohl als Stephan hatten von dem Schweitzer genug erzählt, um dem ganzen Riesenstein die Lust nach seiner nähern Bekanntschaft zu nehmen. Du hast so viel zu fürchten, Samuel, sagten die Leute, wie einer von uns; denn du bist des Herrn Augapfel.

Weiß ich, antwortete Samuel: weiß ich. Ich weiß, daß der mich austhut, weiß, daß der Herr stumm gegen mich war, wie ein Baum, so lange Buol bei ihm war. Aber seht ihr, müßt ich den Buol auf Felsen, in der Hölle suchen, so ginge ich, und wüßte ich, daß sein Eintritt hier mein Abschied wäre, so ginge ich doch, denn es ist für meinen Herrn. Ich finde ihn, sage ich euch, und ein braver Mensch ist er, hochmüthig wie ein Bettler, wie er immer sagte, und wer reine Hände hat und ein freies Herz, der darf nicht fürchten, und das — denk ich, haben wir Gott Lob alle.

Alle! riefen sie einmüthig. Und hat der Herr eine gute Stunde, Samuel, dadurch, so reise mit Gott, und finde ihn.

Franz erhielt Befehl, den Baron zu begleiten, um Stephan auf dem Horn begleiten zu können. Im Grunde wollte der Baron nur die Melodie zuweilen hören, er konnte den Text Wort für Wort sich dazu denken, auch hatte er es schon einmahl gewagt, ihn zu singen.

Das Briefpacket an Buol mußte Samuel einpacken. Lieschen bekam die ungemessenste Vollmacht über Adelstan und ihre Kinderstube. Der Baron gab seinen Leuten noch eine Abschiedsaudienz. Dann schwang er sich auf, und nun gings frisch im scharfen Trotte der Gränze zu. Der Baron ließ sich von seinen Hörnern über die Gränze blasen. Dann ging es langsamer vorwärts auf die große Landstraße.

Die Briefe.

Sie waren noch keine Stunde von der Gränze des Barons, da kam ihnen ein Reiter entgegen. Gottes Lohn! rief der Baron, und dahin flog er im Gallopp. Der Reiter näherte sich eben so schnell, eben so schreiend, und der Baron hatte seinen Buol in seinen Armen. O Herr Baron, sagte Buol, und heftete den zärtlichsten Blick auf den Baron: wie war es möglich, wie konnte ich mich von Ihnen trennen. Ich komme, um sie aufzusuchen.

Und ich ging in die weite Welt, aus gleicher Absicht; denn ich kann ohne Sie nicht leben. Sie sahen sich wieder traurig an. Und Rosalie? fragten sie beide zu gleicher Zeit. Seit zwei Jahren, sagte Buol, suche ich sie unablässig. Denn, Herr Baron, ich bin Ihnen den Beweis noch schul-

dig, daß mein Freund kein Schurke war, — und daß Rosalie — der Baron legte sanft seinen Finger auf Buols Lippen. Lieber Buol, sagte er: lassen Sie da meinen Jäger eine Melodie blasen. Franz, blas Lieschens Stückchen. Franz blies, und der Baron sank nun geduldig an Buols Brust, und sagte leise: stille mein Herz nur stille und ruh!

Auch habe ich Ihnen Briefe mitgebracht, die aber zwei Jahr alt sind, fügte er hinzu. Aber lassen Sie uns machen, daß wir zu Hause kommen.

Briefe? an mich? mitgebracht? fragte Buol.

Die Briefe, Samuel! Samuel brachte sie. Buol sah die Aufschrift, rief: endlich! Gott sey Dank! Jetzt! Von Solen!

Liebster goldner Buol! von Solen? Er erblaßte! Er wurde wieder dunkelroth. Buol wechselte eben so schnell die Farbe. Er riß die Briefe auf, er fing an zu lesen. Er las mit immer wachsender Unruhe. Nur zwei Worte, Buol! goldner Buol, schrie

der Baron. Ich bin ein Mensch, zum Teufel! reden Sie doch nur ein Wort! Ich bin ein sündiger Mensch; aber wäre ich der Teufel, so ist das zu arg, Ihr Gesicht voll Unruhe, voll Bestürzung, wie ein Brief mit schwarzem Rande vom Schlachtfelde, wenn ich da einen Bruder oder Freund hätte. Aber Buol schob des Barons Hand sanft zurück, eifrig fortfahrend zu lesen. Dann stieg er gar ab, gab sein Pferd mit einem Wink an Stephan, und warf sich mit seinen Briefen unter einen Baum.

Blas dein Liedchen, Franz! rief der Baron heftig; denn beim Teufel, ich bin ein wahrer Saul; aber der Teufel des Zorns soll mich nicht überwältigen; obwohl —

Er sprang vom Pferde, und trat zwischen das Horn und Buol. O Herr Baron! rief jetzt Buol aufspringend, mit funkelnden Augen, mit pochender Brust, in der größten Bewegung; o Herr Baron! Der Baron stürzte zu ihm. Was Buol ihm sagte, hörten die Bedienten nicht, die verwundernd die beiden Herren beobachteten, wie sie sich

umarmten, dann in den Brief sahen, der kein Ende nahm; wie hier der Baron aufsprang, den Säbel zog, und seinen ärgsten Fluch: Element Teufel! gen Himmel schickte, jetzt wieder mit einem leutseligen Engelsgesichte, statt des Säbels den Hut zog, als stände er vor einem höhern Wesen.

Blas du dein Lied fort, Franz, sagte Samuel, obwohl ich so den Herrn am liebsten habe, so wie ein rauschendes Meer. Blase du!

Buol war nun fertig mit lesen. Sie sanken jetzt beide einander in die Arme, und hielten sich so lange umarmt, lange und sprachlos. Dann zog der Baron wieder den Hut, reichte Buol'n die Hand, als bäte er um Verzeihung, und Buol gab ihm seine Hand.

Der Herr Buol, sagte Samuel eifrig: ist auch der Mann darnach, Franz, der sagen kann, was wenige können: fürchte Gott und scheue Niemand!

Nun schwangen sie sich beide auf. Folgt, Leutchen, rief der Baron freudig. Die

Pferde müssen ein Paar Tage dran! Und so ging es im schärfsten Trotte weiter, wobei der Baron alle Viertelstunde sagte: wir können für Sie einen Wagen nehmen, liebster Buol. Sie sind daran nicht gewöhnt. Buol lächelte. Ich habe mich daran gewöhnt, seit unsrer Streiferei. Dann wieder: sehen Sie, liebster Buol, ich ging um das Packet Briefe her, wie jener um die Zauberpforte, die sein Glück verschloß. Ich streckte hundertmahl die Hand nach dem Siegelchen aus.

O hätten Sie's doch erbrochen, liebster Baron!

O Ihre Erlaubniß, wußte ich, würde ich haben; aber ich konnte meine eigene niemahls bekommen, so kurios das auch klingt.

So gings im Fluge weiter. Der Teufel, Buol, rief der Baron: ich wollte Lieschen wäre hier, auf ein Paar Minuten nur. Ach, Buol, das Kind, die Lieschen war mein David; denn ich war ein wahrer Saul. Die Musik, o Sie hatten Recht, wie immer, ist das Säuseln des Lebensbau-

mes aus dem Paradiese. Das ist mir hundertmahl eingefallen. Sehen Sie, sie sollte Ihnen den letzten Vers einmahl vorsingen, von dem was Franz geblasen hat. Blase Franz! Franz blies, und der Baron sagte mit leiser, aber unendlich bewegter Stimme zu jedem Abschnitt die Worte:

Drum sey zufrieden, unruhiges Herz;
Such dich zu stillen
Bloß in den Willen,
Welchen dein Vater an dir will erfüllen.

Hier zog der Baron den Hut, und schlug das helle freudige Auge, es war der Blick eines Heiligen, gen Himmel, und es würkte; denn Buol zog den Hut, und die Leute, die nichts als beider Gesichter sahen, zogen die Hüte.

Leiser, fast zerschmelzend unter Freude, Sehnsucht und Wehmuth fuhr der Baron fort:

Führt er durch Wellen, durch Feuer und Pein;
Geht es doch endlich zum Himmel hinein;
Hinein!
Hinein!

Nun dann in Gottes Nahmen hinein! rief der Baron, und vorwärts gings, als hätten die Pferde Flügel. Reite, guter Mensch, deinem Himmel entgegen. Ich will indeß erzählen, was dich so glücklich machte.

Solen an Buol.

Buol, Freund, Bruder! sieh, hier sitze ich dir zu schreiben, das erste Mahl in meinem Leben. Es ist mir, als wäre die Minute feierlicher, als stände deinem und meinem Geiste nichts im Wege, sich in einander ganz zu ergießen. Ein Brief an Buol! Der erste an ihn! Mir ist, als sollte ich die tiefsten Abgründe meines Seyns ihm aufschließen, als müßten nur die geheimsten Gedanken, nur die edelsten das länger dauernde Papier erfüllen, als dürfte die Lippe nur die bewegliche Luft mit Scherz und Liebkosungen erfüllen; aber auf das Papier gehöre das Ernste, das Wahre, das Edle im Leben!

Der Mahomedaner nimmt ehrfurchtsvoll jedes Stückchen Papier, auf dem ein Wort geschrieben steht, von dem Boden auf und verbirgt es mit einer sehr ernsten Achtung an einen sichern Ort. Und hat er nicht Recht? O mein Buol. Ich fasse meine dahinrauschenden Gedanken, die vergehen in der Geburt; ich halte sie fest, ich gebe ihnen Dauer, zu dir fliegt mein Papier, und in ihm meine ganze Seele.

Ich erkannte dich in dem ersten Augenblicke, da ich dich sah. Dein funkelnder Blick, den du auf mich warfst, da ich deine Begeisterung theilte, verknüpfte uns auf ewig, auf ewig! mein Freund, mein Bruder! Ich irrte in den Wüsten des Lebens einsam; es waren Schatten, die ich sah, die mich begrüßten, die mich zu lieben versprachen, Bilder, die verschwanden, wenn mein Herz sie erfassen wollte. Da fand ich dich, dich, Buol! und der Strahl des Lebens erfüllte die dunkle Schöpfung mit Licht, mit Farbe, mit Leben, mit Segen; füllte meine Seele mit Hoffnung, mit Gewißheit,

und das lechzende Herz mit Kraft und Ruhe. Da trat der verächtliche Neid, die gemeine Verläumdung zwischen uns, die starre Nothwendigkeit, die kalte Schadenfreude, die armselige Eigenliebe, die wilde Leidenschaft, o Buol! wir kannten uns, wir waren werth Einer des Andern. Die Waffen fielen aus unsern Händen, und die liebenden Herzen schlossen sich auf, der Bund für die Ewigkeit war geschlossen.

Wir mußten uns trennen; aber vergessen konntest du mich nicht, ich dich nicht mehr. Wir waren Freunde! Wir sind es! Wir bleiben es!

Wo soll ich anfangen, Buol: wo! wo, dir zu erzählen. Ich liege in den Armen einer gekränkten, tiefbeleidigten Mutter. Ich grolle mit mir selbst, weil ich entschlußlos an der Gränze der That stehe, die ich vollbringen muß, und die ich nicht vollbringen kann.

So höre! höre! Meine Mutter — ach, du kennst sie noch immer nicht, diese Frau, mit dieser starken Seele, — meine

Mutter fragte mich, da sie mich so unruhig sah: liebst du, mein Sohn? Ich stand erschüttert über die Frage da. Ich antwortete nicht. Und wenn du liebst, fuhr sie sanft fort: warum seh ich dich so unstät? Warum reißt die schönste Leidenschaft des Lebens deine Seele so auseinander? Warum läßt dich die Liebe, die alle Wünsche befriedigt, doch so unruhig, so unbefriedigt? O mein Sohn, warum kennt dein Herz den Frieden nicht der so schön ist.

Ich sank in ihre Arme; aber ich antwortete nicht. Sie zerfloß in Thränen. Was weinen sie Mutter? fragte ich.

Ich hatte eine Tochter, sagte sie in unendlicher Wehmuth. Sie liebte, wie du. Sie wurde geliebt. O mein Sohn, ich sah es, wie aus dieser Liebe das Elend ihres Lebens hervor brach. Ich wollte mein Kind retten; aber sie liebte und ihre Liebe war schuldlos. Ich mußte schweigen; o mein Sohn, die Mutter mußte schweigen, wie der unbarmherzige Arm des Schicksals mein Kind ergriff, und — Hier schwieg sie. Der

Schmerz unterdrückte ihre Stimme. Sie setzte nach einer langen Pause hinzu, mit leisen, schmachtenden, ergreifenden Tönen: sie starb!

Nun holte sie ein Gemälde hervor, und betrachtete es mit der Inbrunst einer Mutter. Sie gab es mir. Es war ihre Tochter. Dann umarmte sie mich, und sagte: nun habe ich nur dich noch, mein Sohn! und ging in ein andres Zimmer. Ich behielt das Gemälde.

Das, Buol, war eben der Tag, da ich dich in Pyrmont wieder gefunden hatte. Ich wollte mehr von ihrer Tochter wissen; aber sie schwieg; aus einigen Ausdrücken mußte ich dennoch schließen, daß sie nicht einmahl wußte, ob ihre Tochter noch lebte oder nicht.

Den andern Tag gingen wir zu Fräulein Nally. Denke mein Erstaunen, da die Thüre sich öffnet, und ich erkenne in jener Mamsell Laurent das Original von dem Portrait, das mir meine Mutter gegeben hatte. So ähnlich! so in allen Zügen, in

den kleinsten ähnlich', daß kein Irrthum darüber seyn konnte. Ein Geheimniß lag darunter, das sah ich. So erkundigte ich mich vorsichtig nach des Mädchens Nahmen, Verwandten, Vaterland. Sie gerieth in Verwirrung. Sie gab mir ausbeugende Antworten. Ich flog zu Hause zu meiner Mutter.

Ich ließ mir noch einmahl das Portrait geben. Nein, Buol, es war das Gesicht, die Gestalt. Es konnte kein Irrthum seyn. Was findest du so merkwürdig an dem Gemälde? fragte meine Mutter. Sie sagen, sie ist todt! Sie sagten auch, dünkt mich, daß Sie über ihren Tod ungewiß wären. Ich erschrack heute; denn ich sah heute ein Mädchen, zwar sehe ich jetzt freilich, fiel ich mir selbst ein, denn meine Mutter erschrack heftig: zwar sehe ich jetzt, daß die Aehnlichkeit nicht so groß ist, als mir es anfangs schien. Meine Mutter sah mich an. Ich wollte die Unruhe verbergen, worin ich war, denn es war sprechend, so ähnlich,

daß ich fast gewiß war, die Mamsell Laurent war die Tochter meiner Mutter.

Du scheinst so unruhig, sagte sie zitternd: so bewegt, mein Sohn. Erzähle doch, wo, wo sahst du sie?

Ein junges Mädchen, liebe Mutter, von ohngefähr achtzehn Jahren, in der blühendsten Schönheit. Jetzt fiel mir ein, daß ihre Tochter viel, sehr viel älter seyn müßte. Das ist Ihre Tochter nicht, fuhr ich lächelnd fort: obgleich, wie ich es Ihnen jetzt gestehen kann, ich unbeschreiblich von der Aehnlichkeit überrascht wurde.

Hier faßte sie meine Hand. Ich fühlte jetzt wie heftig sie zitterte. Ich sah sie an. Sie war erblaßt. Wie heißt sie? fragte sie mit furchtsamer zitternder Stimme. Mich dünkt, erwiederte ich: Mamsell Laurent.

Laurent? Laurent? Den Nahmen kenne ich nicht, sagte sie sich erholend. Sie sah auf das Portrait mit Sehnsucht. Unbeschreiblich ähnlich! sagte ich wieder. Wie das möglich ist, diese Aehnlichkeit bis in die

kleinsten Züge, ohne Schwester zum wenigsten zu seyn, begreife ich nicht. Auch schien sie in Verlegenheit zu gerathen, da ich nach ihren Umständen fragte.

Du kennst sie also? du? und die Aehnlichkeit ist wahrlich so groß? Mamsell Laurent? achtzehn Jahre etwa? wo lebt sie denn?

In dem Hause einer Frau von meiner Bekanntschaft, der Frau von Rosse und dem Fräulein von Thorberg.

Da fuhr meine Mutter zusammen, mit einem Schrei der Angst. Sie erblaßte, sie schwankte, ich faßte sie in meine Arme. Sie riß sich aber auf einmahl empor, mit unbeschreiblicher Stärke, und rief: ja, sie ists! sie ists! Es ist meine Tochter! meine unglückliche Tochter!

So hatte ich meine Mutter nie gesehen, in dieser Heftigkeit. Jetzt — ich fing an zu ihr einzureden, so bewegt ich auch war — aber sie starrte den Boden an; dann legte sie die Hand an die Stirn, in tiefem

Nachdenken blieb sie so einige Minuten lang stehen. Dann auf einmahl sagte sie ruhiger: laß den Wagen abbestellen, mein Sohn, und dann — ersuche ich dich, bei mir zu bleiben. Ich muß zu einem Entschluß kommen. Sie legte die Hand an die Stirn, ihr Auge fing sich an zu erheitern, sie sah mich mit funkelnden Blicken an. Dann fragte sie nach den nähern Umständen; ich mußte ihr das Mädchen beschreiben.

Besonders hielt sie sich bei dem Alter des Mädchens auf. Ich versicherte ihr, das Mädchen sey gewiß nicht älter, als höchstens achtzehn Jahre. Sie ist, sagte ich: in der Blüthe der jugendlichen Schönheit, gesund, voll, schlank. Mutter, an dieser Blüthe hat noch kein Gram der Liebe genagt.

Nun schwankte sie wieder in einer fürchterlichen Ungewißheit hin und her. Auf einmahl fuhr sie entsetzlich zusammen, und von dem Stuhle empor, auf dem sie saß. Es war als sähe sie Geister; ihr Athem war stark, sie stieß die Hände von sich, als dränge Jemand auf sie ein, es war, als

sollte der Schmerz oder irgend eine zu starke Empfindung sie ersticken. Ich hatte eine Tochter, rief sie: die wäre so alt, wenn sie noch lebte! — noch lebte! — Gott! o Gott! Und warum nicht? o warum nicht? rief sie und die Augen funkelten immer mehr, und ihre Wangen wurden immer röther. Sie sann, sie fuhr zusammen. Dann rief sie auf einmahl mit einem Angstgeschrei: sie ists; es ist Aline! O mein Sohn! rette deine Schwester aus den Händen ihres Mörders! Mörders! So höre denn! höre! ich bin deine Mutter. Dich konnte ich retten! dich allein! Mit dir floh ich, und deinem Vater; deine Schwester mußte ich in den grausamen Händen des Ungeheuers lassen. Rette deine Schwester Aline!

Buol! Buol! in diesem schönen Augenblicke schlangen sich festere, zähere Wurzelfasern des Lebens durch mein Herz. Ich wurzelte fester ins Leben. Mir wars, als erhielt ich erst ein Vaterland, als würde das

Leben mir befreundeter, als trät ich wie ein Sohn und ein Erbe auf die Erde, in das Leben, unter die Menschen; als würde ich in dem Augenblicke heimischer, freundlicher, sanfter. Da knieete ich zum ersten Mahle mit den stolzen Empfindungen des Sohnes vor der Mutter hin, und aus meinen Augen stürzten kostbare, ach, seltene Thränen, Thränen der höchsten Wollust. Mutter! Mutter! Mutter! als könnt ich mich nicht satt nennen an dem theuren Nahmen, so oft rief ich ihn. Ich küßte die Hände mit ganz andern Empfindungen, die Hände, die mich umfaßt hatten, da ich ins Leben trat. Ich sank mit einer zu süßen Empfindung an den Mutterbusen, aus dem ich das Leben trank. O Mutter! rief ich: so segne deinen Sohn, den du so lange verstoßen hast! Da kniete sie zu mir und segnete mich. Und die Mutterfreude und das Entzücken des Sohnes verschlangen alle andere Empfindungen. Wir waren ganz selig.

Das hatte sehr gut auf meine theure Mutter gewirkt. Sie war unter dem Stur-

me der zu süßen Empfindung ermattet und ruhiger geworden. Sie ließ mich allein, und blieb ein Paar Stunden verschlossen. Dann kam sie zurück. Sie erzählte mir die jammervolle Geschichte ihres Lebens, die du hören sollst, und bei der tausendmahl meine Hand nach dem Morddolche zuckte, um die Mutter, die geliebte Mutter und meinen Vater, meine Schwester an dem Ungeheuer zu rächen, das sie alle unglücklich gemacht hatte. Nally's Vater!

Sieh, Buol, da schwebte der Todesengel über meinem Haupte. Ich schwor, mein Haus, mein gestürztes Haus zu rächen, an dem Vater des Mädchens, das ich, ach, unendlich liebte. Da legte sich eine finstre Wolke der Zukunft auf mein Leben. Sie ruht noch da, denn ich liebe sie noch.

Jetzt komme ich mir vor wie ein böser Geist, der, um Unthaten zu büßen noch auf der Erde umherwandelt, nicht mehr lieben, nur drohen kann, — nur ver-

derben. Oft lösen die Thränen meiner Schwester, die Freude meiner Mutter den finstern Zauber, den schweren Traum. Ich lächle wieder, und fühle mich in ihrer Liebe so glücklich. Und dann stoße ich das Leben zurück, wie einen verächtlichen Unrath. O Buol, Buol! Soll der Tiger frei umher gehen, jauchzend über seine blutigen Thaten? soll er? Ich zittre, ich zittre, daß der Zufall einmahl seinen Fuß auf meinen Weg führen könnte! Der Zufall? — O du Gerechtigkeit des Himmels! Und wenn er dann dieser Hand entgeht, so mögen alle die Thränen, die er erpreßte, wie höllische Flammen in meine Seele fallen! So möge — — still!

Meine Mutter erzählte ihre Jammergeschichte, und ich rechtete mit dem Himmel, den sie nicht anklagte. O, sagte ich, mich vergessend: das grausame Spiel des Schicksals ist noch nicht zu Ende, Mutter. Denn, Mutter, ich liebe die Tochter des Unge-

heuers mit einer Flamme, die eben so furchtbar brennt, wie die Flamme des Hasses gegen den Vater. Ich liebe sie unbeschreiblich! Hier erblaßte meine Mutter. Sie nahm mich in ihre Arme. Sie unterbrach ihre Erzählung. Sie nannte mich Sohn, sie nannte mich tausendmahl so. Bei diesem Nahmen, Sohn, sagte sie dann liebkosend, bitte ich dich, mein Sohn, was du der Mutter nicht abschlagen sollst.

Ich sprang auf. Ich schwor, ihr alles zu erfüllen, was sie wünschte. Ich glaubte, sie wollte einen Rächer ihres Unglücks.

Du liebst, sagte sie: entsage dieser Liebe. Da riß das Geschick die unheilbare Wunde in mein Leben. Ich entsagte der Liebe, ich entsagte Nally.

Nun wurden die Maßregeln verabredet, meine Schwester Alinen aus den Händen dieser Menschen zu retten. Ich war wundersam ruhig. Ich ging nach Pyrmont, um meine Schwester beim Feuerwerk zu sprechen. Da fand ich dich. Auch du hattest in eben der Stunde deiner Liebe entsagt.

Ich sank an deine Brust, und ich fühlte den Muth des Mannes wieder in meiner Brust. Du warst so unglücklich wie ich. Ich konnte für dich leben.

Mit diesem Gedanken ging ich heiter hinaus in die Nacht, da ich meine Schwester nicht sprechen konnte. Mein Blut schoß warm und leicht durch mein Herz. Ich und du! Dieser Zufall, und wars denn mehr? daß unser Geschick an einem Tage uns aufzuopfern gebot, zog den Blick zurück von dem Werth oder der Nothwendigkeit des Opfers. Wir beide standen am Altare wie Orestes und Pylades; das wars. O es war nichts als Prahlerei, Eitelkeit! Ich legte mich in ein Gebüsch, in dem des Nachtwindes leise Stimme ertönte. Von weitem stiegen noch immer die Leuchtkugeln auf; einzeln schoß eine Sternschnuppe durch den Himmel, um mich her schwebten die glühenden Johanniswürmer. Der Mond hing halb am Horizonte, roth glühend. Die Natur war so ruhig; aber ich war noch ru-

higer, ich feierte den stillen Triumph, wie mirs schien, der stolzesten Tugend.

Ich weiß nicht, durch welch eine Verbindung mir auf einmahl der Gedanke einfiel: wie? wenn die Sehnsucht in der Brust des Jünglings, dieser Stolz, diese Begeisterung für das Hingeben, für das Große, für das Schöne, nichts wäre, als der Glanz an diesen Würmchen, eine Lockung der Liebe? der Glanz eines Blüthenalters, eine leuchtende, verächtliche Sternschnuppe, die entsteht und vergeht, man weiß nicht wie, wie die Leuchtkugeln, die einen Augenblick steigen, leuchten und fallen, verschwinden, und die der Pöbel bejauchzt?

Das Leben, das mir eben so groß schien, wie die Laufbahn aller unendlichen Sonnen, wie die lichte Milchstraße der ewigen Sterne, wurde mir jetzt klein, eng und dunkel. Sieh, da fragte ich mich: wofür hast du dem Mädchen entsagt? Für ein Paar ruhige Augenblicke deiner Mutter; und was verbrach sie, das Mädchen gegen mich? Ich

erröthete; denn, Buol, ich war in der schönen Empfindung meines Opfers willens gewesen, sie zu verlassen mit der finstern Rohheit eines Zynikers. Was that sie denn mir? frage ich. Sie liebte mich, sie liebt mich wahrhaftig.

Wir standen einmahl auf ihrem Balkon beisammen, an einem hellen Winterabend. Ich sah in die Sterne hinauf. Das liebliche Geschöpf stand neben mir, in ihren Augen spiegelten sich die Feuer des Himmels. Wie der Mensch! sagte sie hinaufzeigend: so ist alles! Das dreht sich, verändert sich, jeden Abend seh ich die Sterne anders. O ihr ewigen unveränderlichen Sterne, sagte ich bitter: verzeiht ihr! Denn in der That, mein Herz umfaßte sie den Abend so fest, und sie — ihr Herz schlug in diesem wankelmüthigen Busen so warm, so erweicht — und doch sagte sie das. Ich war ergrimmt.

Nun so sagen Sie mir, sagte sie kindlich: und fahren Sie nicht auf. Man muß

Ihnen mit jedem Augenblicke eine Seltsamkeit verzeihen.

Da stehen die Zwillinge, sagte ich, jene beiden glänzenden Sterne, links von dem Sirius, da stehen sie, einander ewig nah, ewig im jugendlichen Glanze ihrer Liebe. Sie wandeln durch den Himmel, ewig, aber sie verlassen sich nie. Nur der arme Mensch, er allein, kann nicht durch das kurze Leben wandeln, ohne zehnmahl ungetreu zu seyn, zu verlassen, oder verlassen zu werden.

Sie sah mich an, freundlich, hell und nachdenkend; dann legte sie die Hand auf meine Schulter, und sagte leise: Sie sagen, Sie lieben mich, Solen! Ich muß es Ihnen glauben; denn fast könnten Sie meinen Kopf zweifelnd machen. Dort die Zwillinge, die sollen das Siegel, das Denkmahl Ihrer Liebe zu mir seyn. Wenn nun, fuhr sie ernster fort: einmahl der Augenblick kommt, da Sie aufgehört haben mich zu lieben, oder da Sie mich verlassen, so sehen sie die Sterne an, und denken sie daran, daß Nally dann vielleicht — Pfui, wie wird mir! Das

kommt von der Sternkuckerei. Kommen Sie geschwind, ich hasse nichts mehr, als wenn man Possen mit Begeistrung abmacht.

Das fiel mir jetzt, jetzt, da ich da lag, ein. Die Zwillinge standen tief unter dem Horizonte. Recht so, das Gestirn meiner Liebe war untergegangen.

Aber, Buol, das Zwillingsgestirn unserer Liebe wird nicht untergehen! O nein! nein! es geht nicht unter.

So lag ich dort, Buol, und spann Gedanken aus Gedanken, und alle deckten sie meine Seele mit tieferer Finsterniß, und alle Unglücklichen richteten sich aus der Verwesung empor, aus den Gefängnissen, in denen sie verschmachteten, aus den Hütten, worin sie der Gram, der Hunger verzehrte, und stellten sich um mich, den Himmel anzuklagen; und die Vulkane, die Erdbeben, die Fluthen, die Pesten, die Heuschrecken traten daher wie Riesen mit Füßen, welche im Menschenblute sich gebadet hatten, und rie-

fen mir zu: was suchst du? betrachte uns, und verzweifle! und alle Tyrannen, die Gengischane, die Attila's, in Seen von Menschenblut daher schreitend, und die tausend Kriege um Kronen, um Nahmen, um Diademe, mit ihren Schlachtfeldern, die so groß sind als die Erde, erhoben sich, und die Goldgruben der neuen Welt, und die Zuckerplantagen mit dem Röcheln ihrer Sterbenden füllten mein Ohr mit ihrem Weh! Und alles rief durch einander mit Wehgeschrei: was suchst du? was hoffst du? Schau und verzweifle!

Ich beugte mein Gesicht auf den Boden; aber ich ermannte mich. Es ist eine Tugend! rief ich. Es ist eine heilige Begeisterung! — — O Buol! der Wein begeistert so gut wie die Tugend. Zu einem Morde gehört eben die Stärke des Entschlusses, wie zu der edelsten That, und Bösewichter sind eben so hoch über das Leben erhaben als Sokrates. Sie sterben eben so ruhig, eben so muthig. Da sank ich in dem finstersten Schmerze nieder, und unter einem Sturme von Gedanken,

Zweifeln, Schmerzen wurde ich betäubt. Ich hob mich endlich wieder empor. Die Sterne waren verschwunden. Die Morgenröthe lag am östlichen Himmel wie ein Diadem der Sonne; ich hörte Menschenstimmen. Ich sah durch das Gezweig. Da kam ein Alter mit einem sechzehnjährigen jungen Menschen daher, der auf die Wanderschaft ging. Es war der Vater, der seinen Sohn begleitete. Vor dem Gebüsch blieben sie beide stehen. So weit habe ich dich gebracht; sagte der Alte. Gott leite dich weiter, mein Sohn! Bleib fromm und bewahre ein gutes Gewissen, so kannst du frei und frank gen Himmel und ins Grab sehen, guter Junge. Und wäre es das auch alles, was wir davon hätten, so ist das schon genug; denn das kann kein Bösewicht.

Sie schieden mit Thränen auseinander. Der junge Mensch ging langsam seinen Weg weiter. Der Alte sah ihm nach. Dann kniete er hinter dem Gebüsch und sagte: sey du mit ihm, himmlischer Vater! Das verstand ich von dem Gebet; aber das Ge-

sicht des Alten leuchtete freundlich, wie die Morgenröthe, und unter diesem freundlichen Blicke schmolz mein erstarrtes Herz, meine Zweifel schwanden, wie die Nebel vor den Strahlen der Sonne, meine Seele wurde hell, wie der lichte Himmel, den die Morgenröthe immer freundlicher umfing. Ich ging mit raschem Schritt dem jungen Menschen nach. Ich gab ihm was ich bei mir hatte. Ich war froh und leicht, wie die Lerche, die hoch empor der Sonne entgegen sang.

Ich entsagte noch einmahl der Liebe, um meiner Mutter einige ruhige Augenblicke zu machen. Aber ich war auch mit Nally versöhnt. Ich fiel im Schatten einer Linde in den süßesten Schlaf. O Buol, das heilige Zwillingsgestirn unsrer Liebe wird nicht untergehen!

Am andern Morgen ging ich zu meiner Schwester. O Buol, wie ich ins Zimmer trat, das liebliche Mädchen sah, in ihrer

Morgenkleidung, so einfach, doch so schön, so keusch, doch so lockend, meine Schwester; da flog der Strahl einer reinern Freude durch meine Seele. Sie schien auf ihrer Hut zu seyn. Sie erwähnte ein Paarmahl des kranken Fräuleins. Sieh, ich genoß des Augenblicks schon jetzt, da ich sie an meinen Busen, da ich sie an das Herz Ihrer Mutter führen würde. O ich war glücklich.

Gestern erstaunte ich, hob ich an: da ich Sie sah, Mamsell Laurent, über die Aehnlichkeit mit einem Bilde, das ich besitze. Sie würden selbst erstaunen. Sehen Sie. Ich gab ihr das Bild. Sie warf einen Blick darauf, erschrack heftig; aber sie suchte vor mir ihren Schrecken zu verbergen. In der That, sagte sie: es ist ähnlich. Sie sah mich bestürzt an. Und weiter, sagte ich: weiter haben Sie nichts zu dem Portrait zu sagen? Sie kennen es nicht?

Sie sah mich wieder sehr nachdenkend an, seufzte, dann füllten sich langsam die blauen Augen mit Thränen. Darf ich Sie

fragen, mein Herr, sagte sie: wie Sie zu dem Portrait kamen? Ich lächelte ihr zu; aber mein Herz fing an weich zu werden. Meine Mutter gab es mir, sagte ich.

Mutter? fragte sie bestürzt. Weiß denn Ihre Mutter, wissen denn Sie, wen das Portrait vorstellt?

Eine sehr geliebte und unglückliche Frau, sagte ich: die meine Mutter sehr nahe angeht, sehr nahe.

Sehr nahe? wie denn so? sehr nahe? O mein Herr, näher nicht, als mich. Sie küßte das Portrait.

Und Sie heißen, fragte ich schnell: nicht Rosalie? Sie heißen Aline? Ich fing an zu zittern, meine Augen wurden naß.

Sie erblaßte, sie zitterte so sehr wie ich. O was werde ich hören, sagte sie: Lebt sie? o lebt sie noch? Ich bin ihre Schwester, ich bin Aline.

Ich legte meinen Finger auf ihren Mund; denn ich hörte ein Geräusch im Ne-

benzimmer. Ich zeigte auf die Thüre. Sie trat ans Fenster, und sagte leise: o reden Sie, mein Herr. Wer sind Sie? wer ist Ihre Mutter? wo ist meine Schwester? lebt sie?

Das eben ists, worüber wir in Zweifel sind, und den sie aufhellen sollten. Auch hatten Sie eine Mutter, Aline.

O Sie erinnern mich an viel Schmerzliches; Sie reißen meine Wunden auf. Ich hatte eine Mutter, sie ist todt; aber glücklich. Ich bin die Unglückliche!

Das fürchtete meine Mutter, Buol, daß Aline, wenn sie es wäre, sie für todt halten würde. Ich sagte lächelnd: bereiten Sie sich wenigstens auf Nachrichten vor, die angenehmer sind. Sie sah mich erwartend an. Ich wußte kaum, wie ich den Faden aufnehmen sollte. Auch Sie, Aline, werden von Personen, die Sie lieben, für todt gehalten. Sie leben? wie geht das zu? Sie haben Tauf- und Familiennahmen gewechselt; warum das? Wenn einer Ihrer

Verwandten noch lebte, ihre Mutter, oder Schwester, oder Bruder — Hier fiel sie ein, mit Trostlosigkeit: ach ich habe alles, alles verloren. Ach sie, die vielleicht noch lebt, und für die, ich — unglücklich bin. Sie zeigte auf das Portrait. Sie scheinen mit unserm Geschick bekannt zu seyn, mein Herr. Sie sah mich an. Ich weiß, Sie sind der Freund von Fräulein Nally. Sie trat mißtrauisch einen Schritt zurück, da sie das sagte. Ich trat ihr näher. Ich bin Nally's Freund, sagte ich: aber mehr noch, Alinens Freund. Denn ich kannte Ihre Mutter, sie war die Freundin meiner Kindheit. Kaum hatte ich das gesagt. Da ergriff sie meine Hand, und sagte mit schmerzlichen Thränen: Sie kannten sie? O Sie kannten sie? Ich habe sie nie gekannt. Ach, sie soll eine vortreffliche Frau gewesen seyn. O mein Herr, Sie werden mir von ihr erzählen.

Seltsam, liebste Aline, daß Ihnen nie eingefallen ist, sie könnte noch leben? da Sie selbst leben, und doch todt heißen.

Sie heftete Augen voll Erstaunen auf mich. Leben? noch leben? rief sie. Ich bedeutete sie, leiser zu reden. Aber, sagte sie mit leiser Stimme, aber mit einer heftigen Bewegung: Sie spannen mich auf eine martervolle Folter. Wann starb sie? wo starb meine Mutter?

Sehen Sie, das eben bringt mich zu der Bemerkung. Ich weiß nicht, daß sie todt ist. Ja, es wäre möglich, daß sie lebte. Sie könnte vielleicht eben so viel Gründe gehabt haben, ihr Leben zu verbergen, als Sie. Vielleicht, Aline, — wäre ich dieser Bruder — Hier war ich verrathen, bei dem Worte Bruder; denn ich öffnete beide Arme. Mein Gesicht war lächelnd; aber ein Strom Thränen stürzte über meine Wangen, den ich vergebens aufhalten wollte. O meine Schwester! sagte die stammelnde Zunge, und Aline sank leblos, sinnenlos an meine Brust. Nur auf einen Augenblick hatte die Freude ihr die Besinnung genommen. Sie schlug das gebrochene Auge wieder auf, o mein Bruder! sagte sie. Aber erzitternd setzte sie hinzu:

still! still! o schweig! schweig! wenn sie wüßten, daß du lebst, du, — O meine Mutter! O wo ist sie?

Aber still! sagte sie aufs neue. Ach, du kennst unsre Feinde nicht. Erfahren sie es, o so seyd ihr, so bin ich Glückliche verloren! meine Schwester! alle leben sie?

Deine Mutter, Aline, deine, meine Mutter lebt. O Gott! Sieh, Aline, jetzt zum ersten Mahle schlägt das Herz eines Blutsverwandten an meinem. Gestern erst erfuhr ich, daß ich eine Mutter hatte, heute eine Schwester. O der Himmel schüttet alle seine Seligkeit auf ein Mahl über mein Haupt aus.

Nun mußte sie mich bitten, leise zu reden; denn ich war außer mir. Ich gab ihr nun ein Briefchen von meiner Mutter, denn ihre Hand mußte sie kennen, worin sie ihr sagte, wie ich sie erkannt hätte, daß sie mir, ihrem Bruder, trauen sollte, daß sie ihre Tochter mit einem sehnsüchtigen Verlangen erwarte. Der Brief hatte etwas sehr Rüh-

rendes; denn er war an ein Wesen gerichtet, ohne Nahmen fast. Denn Aline, glaubte meine Mutter fest, sey todt. O bist du es, hob der Brief an: bist du meine Aline, die ich todt glaubte, bist du meine lebende Aline! so fing der Brief an. Aline hob ihn an zu lesen. Sie küßte jede Zeile, sie zerfloß in Thränen.

Nun verabredeten wir Alinens Entführung. Sie hatte weiter keine Schwierigkeit. Ich bestellte Pferde auf den anbrechenden Morgen. O Buol, ich suchte dich, um dir zu sagen, wie glücklich ich war. Ich fand dich nicht. Ich hoffte auf den Abend, und fand dich nicht. Ich mußte fort. Um Mitternacht gab sie mir das verabredete Zeichen. Sie kam herab, ich führte sie zu meiner Mutter, die ich beredet hatte, sich niederzulegen, weil Aline erst morgen kommen könne.

Leise hatte ich sie ins Haus geführt, leise führte ich sie die Treppe hinan, in das Schlafzimmer meiner Mutter. Da lag sie, diese theure Frau, im süßen Schlummer.

Ich winkte Alinen zu. Das Mädchen kniete an das Bett. Sie küßte ihrer Mutter Halstuch; denn sie wollte sie nicht wecken. O Buol, es war ein schönes Gemälde. Aber es wurde nun noch schöner. Meine Mutter schien die Liebkosungen ihrer Tochter zu verstehen; denn sie lächelte. Auf einmahl, nach einigen unverständlichen Tönen, sagte sie im Traum: o Aline! mein Kind! Und sie hob ihre Arme zu einer Umarmung.

Aline, die sich erkannt glaubte, stürzte mit dem lauten Freudengeschrei: o meine Mutter! in der Schlafenden Arme, erweckte sie, und so drang die erste, die reinste Seligkeit, das Mutterglück auf einmahl in einer Mutter Seele. Sie besann sich nur einen Augenblick, denn sie erkannte ihre Tochter sogleich. Sie schlangen die Arme um einander, drückten die Lippen fest zusammen, und so überwältigte sie die Seligkeit, Mutter und Tochter sanken in Ohnmacht, und erholten sich zu gleicher Zeit wieder. Buol, denke unser Glück, wie es wuchs, wie es die höchste Höhe erreichte, da Aline

erzählte, sie wäre bestimmt gewesen, das Opfer zu werden für das eingebildete Glück ihrer Schwester. Man hätte sie fast gezwungen, die Frau eines verächtlichen Menschen zu werden. Ich hatte sie nicht nur ihrer Mutter wieder gegeben, ich hatte sie auch gerettet.

Ach Buol, Buol, am andern Morgen mit der hervorbrechenden Sonne saßen wir im Wagen und fuhren ab. Wie der Sturm des Entzückens vorüber war, da fing Aline an stiller zu reden. Sie hatte etwas mit sich selbst zu überlegen, das war deutlich. Meine Mutter verbot mir; denn ich war willens, in meine Schwester zu dringen — sie zu fragen! Sie ist uns fremd, mein Sohn. Sie wird Mühe haben, uns auf einmahl ihr Herz zu öffnen. Laß sie, laß sie zu sich selbst kommen.

Ich ließ sie. Wir kamen hier an. Ich miethete sogleich eine kleine Landwohnung vor dem Thore, wo Ruhe und Verborgenheit für meine Mutter war. Mutter und Tochter schlossen sich bald in herzlicher Liebe

aneinander. Alinens Unruhe ist verschwunden. Und fragte ich meine Mutter, was es gewesen sey, so sagte sie jedes Mahl: gar nichts. Schreib du nur deinem Freunde Buol, daß er nicht glauben muß, du habest ein ehrliches Mädchen entführt.

Seltsam, liebster Buol, seltsam! So oft ich nach Alinen fragte, erhielt ich eine Antwort, worin du die Hauptfigur machst. Was ist das? aufs neue ein Geheimniß? Du kennst Alinen. Wie mich dünkt, und wie ich mich erinnre, so war etwas Künstliches in deinem Benehmen, da sie kam, und etwas Heftiges, da wir von ihr gingen. Sieh, Buol, sieh, während ich diese Zeilen schreibe, steigt dieser Gedanke in meiner Seele empor. O Buol, wenn es wäre! wenn es wäre!

Jetzt bin ich noch ungewisser, als ich war. Ich traf Alinen im Garten, und allein. Du hast Geschäfte? sagte sie. Ich schreibe an Buol, antwortete ich, und sie

erröthete. Aline, sagte ich ganz ruhig. Von diesem Buol, du weißt doch, daß er mein Busenfreund, mein andres Ich ist? Von diesem Buol habe ich dich etwas zu fragen. Er liebt dich? Nicht? Sie erblaßte. Ich faßte ihre Hand. Sie zitterte. Aline, sagte ich, bist du so mißtrauisch gegen den Bruder, oder gegen den Freund Buols?

Gegen keinen von beiden, sagte sie: aber in Wahrheit, ich habe dir über deinen Freund nichts zu sagen, als daß es ein edler Mann ist.

Nichts mehr? fragte ich. Nichts mehr, antwortete sie.

Du kanntest ihn früher? fragte ich wieder. Seit einem Jahre, antwortete sie, da ich in dem Städtchen bei der Verwandtin mich aufhielt. Aber ich habe ihn nie gesprochen.

O Buol, das sagte sie; aber sie war dabei so bestürzt, so verwirrt, die Farbe wechselte dabei so schnell, daß ich wohl sah, sie verschwieg mir etwas bei der Sache. O Buol, wenn es wäre, wenn du meine

Schwester liebtest. Da fällt mir wieder ein: du entsagtest! Wem entsagtest du? Wie? soll ich das mit Alinen in Verbindung bringen? soll ich? Und doch, wenn ich von dir rede, pocht Alinen das Herz, sie geräth in Bewegung; ihr Auge funkelt, ihre Wange glüht, und da ich einige Mahle die Frage wiederholte, ob du sie liebtest; da bat sie mich, solche seltsame Fragen nicht mehr zu thun. Ich hoffe, Buol, du antwortest mir gleich. Ich hoffe, daß dein Baron in Verbindung mit seinen Gütern bleibt; denn nur dahin kann ich dieses Packt Schriften senden, weil Ihr wohl Pyrmont verlassen habt.

Es kostet mir Zeit, die ganze jammervolle Geschichte meines Hauses aufzunehmen. Ich muß dir alles selbst abschreiben. O Buol, so oft ich die Feder dazu ansetze, möchte ich zum Degen greifen, statt der Feder. Wäre ich allein, hätte ich nicht eine Mutter zu schonen, und eine Schwester, deren Geschick von dem Menschen abhängt, so — o ich kann wohl wünschen, mit Be-

gierde wünschen, daß ich noch allein seyn möchte unter den Menschen; dann würde ich kalt vor den Bösewicht hintreten, ich würde ihm den Dolch an die Gurgel setzen, rufen: das verdienst du, Teufel! und dann den Dolch in seine Brust rennen! O! Gott sey mit dir! Lies die jammervolle Geschichte.

Mich dünkt, Buol, der letzte Brutus mußte unter den Ahnenbildern seines Stammes werden, was er wurde. Das Blut des Aeltern floß durch sein Herz, bewegte sein Gehirn. Schon als Knabe blieb mein Blick voll Neid auf dem Herodes Attikus hängen. Er zählte unter seinen Vorfahren Cimon, Miltiades, Theseus, Cecrops, Aeacus und Jupiter selbst; ist ein Stammbaum berühmter Vorfahren nicht, was er freilich so oft ist, das Feigenblatt, womit der nackte gefallene Sünder seine Blöße bedeckt, so — der Teufel, ich möchte an Herodes Statt gewesen seyn; ob ich gleich jetzt gerade unter Fa-

milien-Papieren sitze, deren sich der edelste Mann nicht zu schämen hätte. Und so sey mir gegrüßt, edler mannhafter Adrian Thorberg, Sekelmeister, dann Burgvogt zu Martinach, und du meine keusche Stammmutter, Anna Tossis aus Freiburg, Thorbergs züchtige Hausfrau; und nun sey mir willkommen, du Buol, Landsmann. Warum soll ich nicht denken, ein Thorberg war der Freund eines Buols, und auf unsern Häuptern, auf den Häuptern ihrer Enkel blüht der liebliche Kranz der Freundschaft noch einmahl.

Jetzt stehe ich vor dir, theurer Aeltervater, edler Mensch, Ehrenreich von Thorberg. Deine Papiere, denn er konnte schreiben, liegen vor mir, und ich lese sie wie die lieblichen Wundergeschichten einer heiligen Vorwelt. Er war ein Mann, denn er hatte elf Schlachten mit geschlagen für seinen Fürsten, und er verlor sein Vermögen an eben den Fürsten, für die Wahrheit, die er zu dreist sagte. Sein Geist war gebildet, denn Bayle war sein Lieblingsschrift-

steller; er führt ihn oft an, und die andern berühmten Schriftsteller seiner Zeit. Er hatte ein schönes Herz, ein weiches Herz, davon zeugen seine Briefe, die er seiner Gattin schrieb, auf seiner Flucht.

Er kam zurück, und nun zog er auf seine Güter, die er zurück bekommen hatte, und lebte für seine Kinder, und für die Welt. Man thut mehr, sagte er, schrieb er oft: für die Zucht edler Pferde, als für die Zucht edler Menschen; in diesem Grundsatze heirathete er seine Frau, ein armes, verstoßnes Mädchen, die aber ein schönes, starkes Herz, und den Reiz der Schönheit hatte. Es gibt, sagte er: Familien, worin die Gelehrsamkeit zu Hause gehört; es gibt Familien, die Narren sind vom Urvater bis auf die Urenkel. Der Wahnwitz erbt fort; die Dummheit, die schielenden Augen. Es gibt ganze Heldengeschlechter. Warum sollte nicht die Biederkeit, die ächte Tugend so gut fort erben, als alles andere? Das sollt ihr sehen, sagte er seinen spottenden Nachbaren:

Er zog seine Söhne höchst seltsam, streng, als sollten sie Stoiker werden, und dabei erhielt er ihnen neben dem derben Trotz, der größten Unabhängigkeit, dem unbeschränktesten freien Willen, eine Weichheit, eine Milde des Herzens, die unbeschreiblich war. Er ließ sie als Kinder Reisen machen, erst in seiner Gesellschaft, dann allein. Als Jünglinge waren sie nicht mehr seine Söhne, denn er hatte sie alle unabhängig gemacht; aber sie blieben seine Freunde, bis an seinen Tod. Sie hießen Ehrenreich, Traugott und Adelstan. Traugott, der Mittlere, war mein Großvater. Seine beiden Brüder zogen in die Fremde. Sie glaubten den Kreis des Vaterlandes zu klein für ihre Wünsche. Mein Großvater war der sanfteste unter ihnen, und die Liebe fesselte ihn an sein Vaterland. Er erbte die Güter seines Vaters. Er hatte mehrere Kinder; von allen blieben ihm nur zwei Söhne, Ehrenreich und Adelstan. Adelstan — ist mein Vater, und Ehrenreich — ist Nally's Vater, der Verderber meines

Hauses, und sie waren Zwillinge. Ist es möglich?

Die Tante ihrer Mutter, eine reiche kinderlose Wittwe, forderte den einen der Zwillinge. Der Vater schlug es ab; denn es war gleichsam ein Familiengesetz, daß unter keiner Bedingung ein Kind außer dem väterlichen Hause erzogen werden sollte. So lange, hatte der alte Ehrenreich mit einem Notabene hinzugesetzt, der Vater meiner Enkel selbst noch ein ehrlicher Mann ist, und kein Trunkenbold, kein Mädchenjäger, kein Menschenquäler, kein Geitzhals, kein Heuchler, kein Tellerlecker und Schmeichler.

Man zeigte der reichen Tante diesen Fluch, den der Großvater der beiden Knaben auf die Weggabe eines Kindes gelegt hatte.

Ei nun, hatte sie empfindlich und kalt gesagt: ich will Niemanden zwingen. Ich habe mehr Verwandte, die mir gern ein Kind anvertrauen werden. Die Mutter der Knaben, die ihre Tante kennt, wie un-

versöhnlich sie ist, wenn sie sich beleidigt glaubt, und die es für ein Verbrechen hält, ihren Kindern die Erbschaft zu entziehen, bittet, fleht, mault vergebens. Der Verdruß, denn es ist das erste Mahl, daß ihr Mann ihr etwas abschlägt, macht sie krank. In einer Stunde der Erweichung willigt der Vater ein, und Ehrenreich wird zu der Tante gebracht.

Da wurde der Fluch des alten Familienhauptes schwer erfüllt. Die Tante hieß eine gute Art Frau, weil sie in ihrem Leben nicht viel Böses that, und alle Pflichten der Geselligkeit so ziemlich erfüllte. Aber dennoch war sie voll der ungeheuersten Vorurtheile, hochmüthig, empfindlich, mißtrauisch, eitel, rachsüchtig. Sie hatte alle Fehler kleiner Seelen; aber alle bedeckte sie mit einer zuvorkommenden Höflichkeit, die wie Gutherzigkeit aussah; denn sie war furchtsam. Gold war ihr alles; denn sie sah, wie ganz und gar nichts sie seyn würde, wenn sie kein Gold hätte. Sie hielt alle Menschen für Schmeichler und habsüchtige Spitzbuben.

Sie suchte also alles auf Schleichwegen zu erhalten. Aber das alles konnte Niemand, selbst ihre Vertrautern nicht wissen: denn ihr Leben ward durch die Regeln des Anstandes so ruhig erhalten, daß keine ihrer Leidenschaften Gelegenheit hatte hervorzubrechen, als nur gegen ihre Hausgenossen, denen man nicht glaubte.

Dieser Frau wurde der Knabe anvertraut. Die Dame redete mit so vieler Rührung und auch so aufrichtig von den heiligen Pflichten, die sie für des Kindes Bildung und Glück übernahm, daß der Vater in der That beruhigt wurde. Man trennte sich zufrieden mit einander. Die Tante gewann den Knaben ungemein lieb. Ehrenreichs Mutter, die aber ihre Tante doch ein wenig besser kannte, weil sie ein Paar Monate wenigstens bei ihr gelebt hatte, nahm den sechsjährigen Knaben allein, und — o Mutter! Mutter! warf das erste tödtliche Gift in seine Seele. Sieh, lieber Ehrenreich, sagte sie: die Tante ist reich, sehr reich, und du mußt sie brav loben, und

mußt ihr oft sagen, wie lieb du sie hast, so erbst du einmahl alle ihr Geld, und wirst ein steinreicher Mann!

Könntest du, schrieb der alte Ehrenreich: für eine Unwahrheit, für eine Heuchelei Gyges Ring oder Fortunatus Wünschhütlein erhalten, so schlag den Teufel, der dich damit versucht, ins Gesicht. Hast du gelernt, mit Brot deinen Hunger zu stillen, und das soll jeder Thorberg lernen, und mit Wasser deinen Durst zu löschen, und aus einem Rasen dein Bett zu machen, so weiß ich nicht, was Gyges Ring dir geben könnte, und Freiheit ist köstlicher als Kronen, Und ein Schurke mit Gyges Ring zittert doch vor einem Menschen, der entbehren kann. Der Thorberg, der einen meiner Enkel etwas anders lehrt, der entehrt mich und mein Weib, er ist ein Bankert, ein Wechselselbalg und kein Thorberg. Wie ein Stück Brot für den Hunger sey ihm sein eigner Beifall für seinen Ehrgeitz genug. Lehre jeden Thorberg den Luxus und den Beifall

der Menschen entbehren; denn das ist die Quelle aller Verbrechen. Das waren die Grundsätze der Erziehung meines Aeltervaters. Darum sollte kein Thorberg vom Hause. Laß ihn entbehren, schreibt der Alte: und er kann alles. Denn der Hochmüthige erniedrigt sich eben so oft unter andre Menschen, als er sich darüber erhebt. Er gleicht, sagt der Morgenländer: einem Wahnwitzigen, der Lumpen an einen Golddurchwürkten Kaftan flickt. O Buol, was sagst du zu meinem Stammvater?

Der Knabe war nun bei seiner Tante. Ihre Liebe bezeigte sie ihm durch seine Verzärtelung. Alle ihre Fehler brachen nun hervor, und schlugen wie ein verderblicher Hagel die Keime der schönen Saat der Tugend in den Boden, und zermalmten sogar den Samen. Die Grundsätze, die sie im Leben nicht ausüben konnte, und die sie für Lebensweisheit hielt, legte sie sorgfältig in sein Herz. Verstellung war ihre ewige Regel, die sie ihm gab. Denn der Mensch

muß nicht wissen, was man will, denn sonst tritt er uns sogleich in den Weg. Schmeichelei, List, Intrigue sind die einzigen Mittel, zu seinen Zwecken zu gelangen, und der feinste Schmeichler, der listigste, der unerforschlichste ist der Glückliche, der alles erhält, was er wünscht. Geld ist der große Hebel in der Welt. Denn für Geld erhält man alles; Ehre, Beifall, Genuß, Glück; ohne Geld ist der Mensch ein verächtliches Wesen. Der Bettler ist der einzige Sklav. Diese Grundsätze trug sie dem Knaben nicht so trocken vor; er würde sogleich zurückgefahren seyn. Nein, sie ließ die Grundsätze, die er von seinem Vater erhalten hatte, stehen, lobte sie, bestätigte sie; denn die Tante hatte auch noch unter den übrigen Eigenschaften eine sehr fromme Zunge, und sie bildete sich ein, es wäre ihr Herz. Sie war keine Heuchlerin. Wenn sie predigte, und das that sie oft, so waren es gewiß recht gute Grundsätze. Ihr obiges Lebenssystem brachte sie nur nebenbei in das

Herz des Kindes; aber jedes Mahl bei einer Begebenheit des Knaben oder der Gesellschaft, worin er war. Sie zeigte ihm, es waren die Grundsätze, wornach die Welt handelte, und die frommen Grundsätze, die sie ihm vorpredigte, waren es, nach denen man nur sprach.

Der Knabe hatte auch sogleich seiner Tante Grundsätze nöthig, um mit ihr zu leben. Er gebrauchte die Waffen, die sie ihm gab, sogleich gegen sie selbst, und er fand sich wohl dabei. Er schmeichelte ihr, er ging immer auf kleinen Umwegen auf die Erfüllung seiner Wünsche los; denn eine offne Bitte, wie er sie zu Hause gewohnt gewesen war, um irgend etwas, war nicht der sicherste Weg, seine Wünsche zu erfüllen. Gerade wenn der Knabe um etwas freimüthig bat, fielen der Dame seines Vaters Bitten ein, den Knaben ja an Entbehren zu gewöhnen, oder irgend ein Grundsatz der Erziehung, als: ein Kind muß nicht alles haben wollen. Sie schlug es ab, und der Knabe lernte bald diesem pädagogischen Kunst-

teufel, der so viel Unheil in allen Häusern stiftet, aus dem Wege gehen, wie alle Kinder recht bald diesen Teufel zu behandeln lernen. So war der Knabe zwölf Jahre alt geworden, ein geschmeidiger, weißwangigter, immer lächelnder, zufriedener, bescheidener, artiger Bursche, der schon heimlich einen kleinen Schatz sammlete, den er dann aber auf einmahl an die Befriedigung eines unnützen Wunsches wendete.

Er hatte etwas gelernt, denn er wurde sorgsam erzogen. Er fing an zu fühlen, wie wichtig er der Tante geworden war, fing an zu fühlen, daß er sie beherrschen könne, und er beherrschte sie, und wurde wieder von ihr beherrscht und mißhandelt, bald Sklav, bald Herr. Das eine machte ihn falsch, das andere grausam. Die Leute im Hause fingen an ihm zu schmeicheln, seine Begierden zu reitzen, um sie zu befriedigen. Früh lernte er, was er von der Tante nicht lernte, von verdorbenen Domestiken in roher, sinnlicher Lust, die Verachtung des weiblichen

Geschlechts und der Liebe. Nun war er verloren, ganz verloren. Je schlechter er wurde, desto mehr nahm er die Maske der Rechtlichkeit vor. Er war das Muster der Knaben von seinem Alter, die Tante war stolz auf ihn; er wurde es, nicht auf den Schein der Tugenden, die ihm Achtung verschafften, sondern — er war durchaus vergiftet — auf die List, womit er dem Schein die Farbe der Wahrheit geben konnte.

Er war nicht liebenswürdig; denn sein junges Herz wurde von Begierden zerrissen, und die Sättigung derselben erschöpfte jede jugendliche, muntere Kraft. Neid, Eifersucht, Haß gaben ihm üble Laune, denn er hatte nicht den Stolz, etwas zu seyn, sondern nur die Eitelkeit, mehr zu scheinen als er war. So wurde er mürrisch, übellaunig, aber er konnte dennoch liebenswürdig seyn, wenn es bezahlt wurde. Man hielt ihn für ein Genie, weil ihm die unbesorgte, rasche Unbesonnenheit des Knaben abging, weil er früh den Menschen, aber

nur den verächtlichen, kannte und richtig beurtheilte, weil er in jeder Art der Intrigue wie ein erwachsener Mensch zu gebrauchen war. Das glaubte er selbst, und glaubt es noch, obgleich er das Wort Genie als einen Tadel gebraucht. So war er vierzehn Jahre alt geworden.

Der Teufel legt sein Ei, das der Neid ausbrütet.

Die beiden Brüder hatten sich ein Paar Mahl gesehen; aber nur auf Tage lang, und alles war gut gegangen. Ehrenreich hatte so viel von seinem Glücke zu erzählen, von der Achtung, in der er stand, von der Liebe seiner Tante, von seinen großen Hoffnungen, und Adelstan, der zu Hause in einer höchst poetischen Liebe zu seinem Zwillings-Bruder erzogen war, hatte sich über das Glück seines Bruders so herzlich gefreuet, hing sich mit solcher Begeisterung an alle seine Hoffnungen und Plane, daß alles recht gut ablief; obwohl es Ehrenreichen nicht gelang, den Neid seines Bruders rege zu machen.

Jetzt aber kamen sie auf längere Zeit zu einander, und nun machte der Teufel den

dritten Mann. Sobald sie sich erkannten, und sie erkannten sich bald, da flogen sie aus einander, wie zwei feindselige Elemente, die sich trennen müssen auf ewig, wenn sie sich nicht zerstören sollen. Adelstan fühlte zum ersten Mahle in seinem Leben Mißtrauen, und gegen den Zwillingsbruder, den er zu lieben, über alles zu lieben sich gezwungen fühlte. Er hatte in einer vertraulichen Stunde einen Blick in Ehrenreichs Herz gethan. Ehrenreich zog sich sogleich triumphirend in die Festung seiner Verstellung zurück. Welch ein einfältiger Mensch! sagte er; oder welch ein Heuchler! Adelstan näherte sich noch einige Mahle; aber gleich vergebens. Sein Auge stand voll Thränen, seine Brust war voll Wunden, daß er seinen Bruder, den Gefährten durch das Leben, den Gesellen seiner großen, kühnen Plane, den Gehülfen seiner künftigen Arbeiten verloren hatte. Aber doch fühlte er zu sehr, was ihm auch sein Bruder verbarg, er hatte ihn verloren; Ehrenreich war ihm ein Wesen aus einer fremden Welt, das er nicht

begriff; daß er — er gestand sichs mit stillem, vorwurfsvollem Schmerz, daß er nicht achten, daß er kaum lieben konnte.

Aber die jugendliche Vergeßlichkeit, die Nähe zog sie wieder zusammen, und Ehrenreich fing an, den Bruder zu beneiden, der ihn hätte beneiden sollen. Der altritterlich erzogene Adelstan, der großmüthige, edle, unbesorgte, fröhliche, alles wagende, alles verzeihende Adelstan riß aller Herzen der Spielgefährten mit süßer Gewalt an sich. Er theilte sein ganzes Wesen mit seinen Freunden, und er behielt nichts für sich. Sein Herz lag auf seinen Lippen; aber er konnte sein Herz jedem öffnen; denn es verschloß nichts als Liebe und Tugenden. Hatte er beleidigt, so gestand er freimüthig, bot den vollsten Ersatz, und gab noch herzliche Liebe in den Kauf. War er beleidigt, so schien er der Beleidiger, so ängstlich war er, bis er wieder versöhnt war.

Das ist Schwäche, sagte sein Bruder bei so einem Falle, wo der beleidigte Adelstan den Augenblick der Versöhnung gesucht und

gefunden hatte. Sein Auge war noch nicht trocken, von den wollüstigen Thränen der Vergebung, seine Wange blühete noch in der schönen Farbe der großmüthigen Versöhnung. Er wendete sich mit einem lächelnden Engelsgesicht an seinen Bruder, und sagte: in des Großvaters Papieren steht eine Regel aus dem Morgenlande, die heißt: lerne von der Perlenmuschel, beleidigtes Herz! Sie schenkt die reiche Perle sogar dem, der sie tödtet.

Da sagte der Großvater, hob Ehrenreich spöttisch an: etwas sehr Albernes. Aber da funkelten Adelstans Augen wie Flammen. O du, rief er voll Zorn: du mit deinem Herzen, eng, verschlossen wie eine Austerschaale, die tief im Schlamme, im dunkeln Grunde des Meeres kriecht!

Ehrenreichs Herz kochte in der Flamme des Hasses; aber er sagte lächelnd: so übel meinte ich es nicht, und Adelstan flog ungestüm an seine Brust, bat ihn um Verzeizeihung, und sein Herz öffnete sich in aller Liebe gegen den Bruder. Ach, er gab die

reiche Perle seiner Liebe seinem Feinde. Ehrenreich umarmte ihn; aber in seiner Brust schwoll Haß, und in seiner Seele tönte der Schwur der Rache.

In den Gesellschaften trat Ehrenreich bescheiden vor. Adelstan war blöde, er hatte Langeweile. Er gestand seinem Bruder den Sieg der feinen Sitten zu. Das warf ihm Ehrenreich oft mit bitterm Spott vor, so oft, so bitter, bis Adelstan sagte: das ist wahr; aber unter unsers Gleichen, wer gilt da?

Hm, sagte Ehrenreich lächelnd und doch erbittert: ein gesitteter Mensch ist wie eine Münze von feinem Golde, die man überall nimmt, und ein Mensch wie du, wie ein Spielpfennig, der nur zum Spiel gilt, oder unter Dummköpfen. Adelstan warf einen hochmüthigen Blick auf seinen Bruder, und kehrte ihm den Rücken zu, ohne etwas zu antworten. Nach fünf Minuten aber hatte er alles vergessen. Ehrenreich aber träumte davon.

Aber zuletzt wurde Adelstan ebenfalls als eine feine Goldmünze überall aufgenommen, und an manchen Orten kam es nur auf Adelstan an, wie viel sein Bruder gelten sollte. Aber bis jetzt, troß allen Aufforderungen zum Hasse, hatten beide doch den Anstand naher Verwandten beobachtet. Indeß je länger sie mit einander lebten, je mehr Berührungspunkte sie hatten, desto inniger fühlten beide, wie feindlich sich ihre Wesen abstießen. Adelstan kämpfte mit Macht gegen seine Empfindung; aber da er die niedrige, kleinliche, eigennützige Denkungsart seines Bruders genauer kennen lernte, so setzte sich in seiner Seele eine Nichtachtung gegen ihn fest, die er nicht verbergen konnte und wollte.

Es war der Stolz Ehrenreichs, sich allen Menschen, die er selbst nicht fürchten durfte, furchtbar zu machen. Er behandelte darum alle Menschen mit einer besonnenen höflichen Kälte, mit einem schneidenden Tone, mit einer so geheimnißvollen, bedenklichen Aufmerksamkeit, daß er meistens seinen Zweck

erreichte. Auch blieb er dabei nicht stehen, wenn man den Zauberkreis überschritt, den er um sich gezogen hatte. Er ließ es die Menschen fühlen, daß er sich furchtbar zu machen verstand. Er lächelte triumphirend, wenn seine Freunde von ihm sagten: er ist unergründlich. Man weiß nicht, wie man mit ihm dran ist. Er sprach im sechzehnten Jahre schon viel von Ministern, vom Herrschen, vom Regieren. Nur sein Bruder Adelstan fürchtete sich nicht. Wenn der junge Mensch eine imponirende Stellung annahm, seinen Bruder mit einem kalten, festen Blicke in Verlegenheit setzen wollte: so wurde er ihm nur lächerlich. Er spielte mit seinen Drohungen, und brachte ihn mit verächtlichen Vergleichen aus seiner höfischen Kälte sehr oft in eine seiner Rolle vergessenmachende Hitze. Wer sich selbst fürchtet, sagte Adelstan zu ihm: der kann nur Narren und Weiber in Furcht bringen. Pah, du möchtest gern den Minister mit uns allen spielen, Bursche! Aber du wirst ihn weder jetzt, noch jemahls in deinem Leben spielen.

Denn es geht dir alles ab, was zu einem Minister gehört, und wäre er auch nur ein Dubois; du wirst immer kriechen, und höchstens einmahl wie eine Schlange dich im giftigen Zorn erheben; aber die Minute nachher kriechst du wieder, wie die Schlange, weil du feig bist wie sie, und giftig.

Hier konnte der Bube wohl aus beleidigter Eitelkeit heulen. Die Verachtung Adelstans wuchs dadurch noch mehr, je stärker der Abscheu Ehrenreichs wurde.

Nun aber brach der Zwiespalt der Zwillingsbrüder sichtlicher aus, und die Flamme, die in dem Herzen heimlich verschlossen gebrannt hatte, schlug nun glühend empor. Adelstan nahm sich der Domestiken, die sie hatten, wenn Ehrenreich sie mißhandelte, so kräftig an, so ohne alle Schonung, so furchtlos, so rücksichtlos, daß Ehrenreich sogar hier sein Ansehen verlor. Und Adelstan, um sich zu rechtfertigen, mußte sowohl der Tante, als auch seinem Vater zuweilen einen Blick in den Charakter Ehrenreichs thun

lassen. Und er that es mit so viel Entschlossenheit, daß Ehrenreich gedemüthigt aus diesem Wettkampfe weichen mußte.

Endlich brach der Haß ganz hervor. Adelstan las, daß der französische Minister de la Haye in Konstantinopel einen Franzosen, Nahmens Quiclet, zu sich bitten läßt. Der Großvezier Kiuperli hat einen großen Preis geboten, wer ihm einen Brief in Zeichen an den Gesandten enträthseln könnte. Der junge Franzose sagt aus Eitelkeit, daß er die Summe verdienen könne, die der Vezier geboten hat. Der stolze Gesandte, der sein Geheimniß in Gefahr glaubt, bittet den Franzosen zu sich, wirft ihn mitten im ruhigen Gespräch von einer sehr hohen Terrasse in seinen Garten; unten springen bestellte Mörder hinzu, und ermorden den Franzosen. Diese fürchterliche Anekdote las Adelstan. Voll Entsetzen sprang er auf, und rief im Ausdruck des heftigsten Abscheues: o abscheulicher Kerl! abscheulicher Kerl!

Was gibts? fragte Ehrenreich. Lies, ich bitte dich, rief Adelstan: lies hier, und erstarre.

Ehrenreich las, während sein Bruder im Fenster stand, und Himmel und Hölle beschwor, an dem Schatten dieses abscheulichen Kerls die freche Unthat zu rächen. Da sagte Ehrenreich ganz kalt: darf ich dich fragen, was der Gesandte machen sollte? Das Geheimniß des Staats etwa für eine kleinliche Moral aufs Spiel setzen? sag, sollte er das? Er that recht, er mußte so handeln.

Kaum hatte er das gesagt, so ergriff ihn Adelstan, warf ihn zu Boden, und mit flammenden Augen stand er über ihm, den Fuß gehoben. Elender, verächtlicher, grausamer, niedriger Schurke! Teufel, höllischer Teufel! Aber er zog den Fuß zurück, ich will dem Henker nicht ins Amt fallen, unter dessen Hände du gehörst, und dessen Spießgeselle du bist, du Schande nicht unsers Nahmens, du Schande aller Geschöpfe! Und mit diesen Worten ging er stolz hinaus.

Ehrenreich stand auf. Still sah er seinem Bruder nach, wie er hinaus ging. Dann biß er die Zähne auf einander, die vor Wuth an einander schlugen, ging mit geballten Fäusten und zitternden Knieen stark im Zimmer auf und ab; dann fing er kindisch an zu weinen. Aber diese Thränen lösten sein erstarrtes Herz nicht auf; sie waren wie Eistropfen, die in eine Flamme fallen. Er schwor Rache, sein Herz wurde ganz in Rache verwandelt.

Die Zwillinge trennen sich.

Gerade war der Vater da, und gerade traf Adelstan auf seinen Vater. Was ist dir? fragte der. Nichts, lieber Vater. Eben hatte ich meinen Fuß über einer giftgeschwollenen Kröte erhoben, um sie zu zertreten. Mich dünkt — Er schwieg. Dann sagte er: ich muß von hier. Ich muß! Glauben Sie mir das; aber lassen Sie mich verschweigen, warum? Der Vater drückte den edlen Sohn an seine Brust. So geh, sagte er: und wenn es gerathen ist, so geh sogleich. In einer halben Stunde war Adelstan abgereist.

Nun ging der Vater zu Ehrenreich, mit schwer gepreßter Seele. Er kannte das bübische Herz eben so genau wie Adelstan es kannte; aber er war Vater. Er hoffte ihn zu rühren. Er faßte seines Sohnes Hand, und drückte sie an seine Brust. Du bist kein

Knabe mehr, mein Sohn. Auch war es lange Sitte in unserm Hause, daß frei war, wer denken, wer wollen konnte von uns. Ich war in deinem Alter längstens frei, mein Vater nur mein Freund; doch floß um desto reiner nur der Strom der Liebe, des Vertrauns in unsern Herzen. Sei du mein Freund, laß mich der deine werden. Was treibt dich, Ehrenreich? Dein Auge, nicht hell, nicht heiter, blickt finster, kalt und starr, fast möcht ich sagen, wie eines Mannes Blick, der des Lebens Freude ausgenossen hat, allein mit den Sinnen und mit dem leeren Herzen verzweifelnd da steht an der dunkeln Gränze des Lebens. O mein Sohn, noch jetzt, da ein Vaterauge naß vor deinem Geschick wird, stehst du kalt da. Wer warf des Alters Eis in deine Brust, des Jünglings warme Brust? O laß den Frost verschwinden, der mich zum Zittern bringt, mein Sohn.

Zum Zittern? meinen Vater? Daß ich vor der wilden Leidenschaft, sie heiße wie sie heiße, das ruhige Herz verschloß?

Und konntest du's? fragte der Vater mit einem durchdringenden Blick. Ist nicht dein Herz vielleicht der Raub der wildesten, des Hasses und des Neides?

Mein Bruder erobert mit seiner Trunkenheit, die er Begeistrung nennt, der Menschen Herzen. Ich, Vater, muß mich wohl mit meinem eigenen Beifall genügen lassen.

Komm her, mein Sohn, was wünschest du? was forderst du vom Leben? Ich wills erfüllen, sey's noch so schwer. Versöhne dich nur mit deiner Jugend, mit den Menschen! Ja, mein Sohn, mit der Tugend. Was ist das Leben, wenn sie, und wenn mit ihr die Freude jedes Alters, der Muth, der Trotz, der selbst den fallenden Arm des Geschicks aufhält, wenn der uns fehlt. Ich fürchte, Freund, du hast dein Glück auf das Leben selbst gesetzt, auf das Leben, das eine Kette von Schmerz, von unbeständiger Freude ist; auf Gold, auf Rang, auf — Wollust. Wie, wenn das Leben nun dir diese Güter raubt, was bleibt dir dann noch

übrig, als du dir selbst? Und eben darum sey du dir selbst etwas, mein Sohn!

Das ists denn, die Ruhe, die Kälte, die ich habe! antwortete Ehrenreich lächelnd.

Die Gleisnerei, sag lieber, den Glanz der Tugend um dich her zu breiten, ohne ihre Wärme, die in der Seele ruht. Noch einmahl, entdecke dich mir. Was ists, das dich so — kalt, so fühllos macht? Daß Adelstan, der alles liebt, was ihn umgibt, daß Adelstan sogar dich — nein, hassen nicht! — dich vermeidet.

Adelstan, sagte Ehrenreich ganz kalt, aber sehr fest: ist ein Narr oder ein — Heuchler. Wüßten Sie, Vater, was ich weiß, Sie würden ihn fragen, zitternd fragen: warum bist du so? nicht mich!

Ich will dir einen Spiegel vorhalten, Ehrenreich. Die Eitelkeit, der nichtswürdige Ehrgeitz, viel zu seyn, nicht viel zu würken für Andre, hat deinen Busen nur erfüllt. Gold ist dein Ziel, nicht Ehre; gefürchtet zu werden ist dein Plan, nicht Ehre. List scheint dir der Geist, der Men-

schen unterjocht, und unterjochen willst du, nicht lieben. Die Tugend ist dir eine Larve nur, die dich und deine Plane verhüllt. Die rohe Wollust hat das Feuer in deinem Herzen erlöscht und deinen Muth gelähmt. Du kannst nicht einmahl deinen Raub ergreifen mit der Hand eines Mannes, du schleichst heran, wie ein furchtsames Raubthier. Deine Kälte ist nicht Besonnenheit und Ruhe, sondern Heuchelei und üble Laune. In deinem Herzen toben feindliche Leidenschaften, und geben mir das Zeugniß, daß ich Recht hatte. Mein Sohn, erkennst du dich? rede, erkennst du dich?

Ehrenreich zögerte; dann sagte er kalt: nein! aber ich appellire an die Zukunft. Mein Bruder würde sich in diesen Zügen erkennen.

Wir scheiden nun, sagte der Vater: ich wollte dein Richter, dein Retter seyn. Ich übergebe dich jetzt einem andern Richter, an den du appellirst, der Zukunft. Sie wird entscheiden, richten, zwischen mir und dir, und deinem Bruder, wenn du, grau gewor-

den unter Genüssen, die Gold und List, und Ehrgeitz dir geben können, doch zuletzt das Leben hassest, vor dem Grabe zitterst, und dir selbst die entsetzliche Frage vorlegen mußt: wozu wurde der Mensch geschaffen? weil du alle Zwecke deines Daseyns verloren hast. Unser Weg geht auseinander, du hörtest die Stimme deines Vaters nicht.

Hier sank seines Vaters Haupt auf seine Brust, er verließ trostlos das Zimmer.

Diese Unterredung hatte den elenden Menschen erschüttert, wie ein Erdbeben, wie unbekannte, schreckliche Stimmen in dunkler Nacht erschrecken; aber er hatte nichts davon verstanden. Er war sich gar nichts Böses bewußt. Er fragte, nachdem die erste Bewegung vorüber war, sich selbst: was thue ich ihnen denn? Was? was? Ich hasse meinen Bruder; liebt er mich denn? Ich könnte ihn tausendmahl mehr hassen, und es wäre nicht mehr als er verdiente. Ich denke über manche Dinge anders als er, als mein Vater selbst. Gut, laß sie mir beweisen, daß sie Recht haben,

und ich will gern so denken wie sie. Ich habe die Welt als Kind kennen gelernt, und wer weiß denn, wer Recht hat. Wenn ich sie nun Dummköpfe nennen wollte, weil sie nicht so denken als ich? mich dünkt, ich hätte eher Recht dazu als sie. Seltsam!

Er hielt sich für beleidigt, er hielt seinen Bruder für seinen Verläumder. Er haßte ihn noch mehr. Aber es war ihm lieb, daß sie getrennt waren; denn es war, als überwältigte Adelstans Geist den seinen beständig. Er konnte keines Genusses, keiner Gesellschaft froh werden, die er mit Adelstan theilen mußte. Denn Adelstan, trotz seiner Freimüthigkeit, die Ehrenreich Ungeschliffenheit nannte, riß die Herzen der Menschen zuletzt an sich, und ob er gleich etwas darin suchte, den Mädchen die Wahrheit zu sagen, die er ihnen für nützlich hielt, so hatte er doch etwas an sich, was alles wieder gut machte. Die Mädchen fanden den fröhlichen, begeisterten jungen Menschen doch tausendmahl liebenswürdiger als den kalten, schmeichelnden, feinen Ehrenreich,

und Ehrenreich war auf seinen Bruder unbeschreiblich eifersüchtig.

Sie waren beide achtzehn Jahre alt, da sie sich trennten. Sie gingen beide auf zwei verschiedene Akademien; dann auf Reisen. Sie hatten selbst die Länder zu bestimmen, wohin sie gehen wollten. Ehrenreich ging, ohne anzuhalten, nach Paris, und blieb in Paris und Versailles. Auch Adelstan wollte dahin; aber er blieb im ersten Schweitzerthale hängen. Dann ging er nach Rom; von da zog ihn ein Engländer nach Gibraltar, wo er als Volontair eine Belagerung aushielt. Von da ging er nach Kreta, und er konnte der Lust nicht widerstehen, die Luft zu athmen, da, wo Sokrates gelebt hatte.

Man wußte zu Hause gar nicht wo er war. Dann ging er nach Marseille, und von da flog er nach Paris, wo sein Bruder sich seiner fast schämte; denn er hatte unter den Marseiller Matrosen, mit denen er die ganze Levante durchstrichen hatte, einen so seltsamen Accent gelernt, den ein ganzes

Jahr in Paris nicht wieder hätte wegschaffen können. Und was das Schlimmste war, so war es Adelstan höchst gleichgültig; man versteht mich, sagte er, und das ist ja was ich will.

Beim Gesandten ließ sich Adelstan nicht sehen, in Versailles noch weniger. Er war überall, nur nicht, wo der Hof war, und Ehrenreich war nirgends, wo nicht irgend einer vom Hofe war. Hm! sagte Adelstan seinem Bruder, der ihm einige artige Vorwürfe machte: sieh, das ist so ganz recht, Ehrenreich! Wir sind nun eine vollkommne Reisebeschreibung in zwei Theilen. In dem ersten Theile steht eine Beschreibung der Hoflakeien, Kammerdiener, Diners, Soupers und so weiter. Der zweite enthält eine Beschreibung der Nation, ihrer Gewerbe, Schifffahrt, Häfen, Kriegsmacht, und so weiter.

Auf einmahl war er fort, nach Kalais, und über den Kanal nach England, und endlich kam er aus Warschau von dem Polnischen Reichstage zurück. Ehrenreich hatte

zweihundert Meilen hin nach Paris und her gemacht. Adelstan in eben der Zeit über zweitausend. Ehrenreich kannte nichts als die Sprache, die Moden, den Hof; Adelstan kannte die Erde, den Menschen, die Künste, die Gewerbe, den Krieg, die Schiffahrt, die Nationen. Der jugendliche Enthusiasmus Adelstans war auf seiner Reise eine schöne Wärme geworden. Der Umgang mit den verschiedenen Nationen hatte ihm eine Feinheit gegeben, die wie das freimüthigste Vertrauen aussah.

Man sagte es laut. Er ist unter seinen Matrosen und Postillionen ein liebenswürdiger Mensch geworden. Von Ehrenreich sagte man gar nichts, als er spricht französisch so gut wie ein Franzose. Ehrenreich war wüthend vor Verdruß.

Aber sie schieden bald. Adelstans kräftiger, freier Geist konnte den Hof nicht vertragen. Ich muß an die freie Luft, in den Souterrains des Hofes ist mirs zu dunkel, zu eng, zu kalt. Noch weniger kann ich mich gewöhnen, beim Gebet mein Gesicht an-

ders wohin zu richten, als gegen die Quelle des Lebens, und hier muß ich es auf Euer Götzenbild richten. Sein Bruder erstaunte darüber; denn der Günstling des Monarchen fand an der Freimüthigkeit des edlen Menschen nicht sowohl Geschmack, als an seinen Kenntnissen.

Adelstan hatte Zeichnungen von allen Prachtgebäuden aus Europa mitgebracht, und der Minister hatte Summen zu verschwenden, und wollte aus seinen Gütern etwas machen, das seiner Größe würdig wäre, und Adelstan hatte die Güte, die Anordnung und die Aufsicht zu übernehmen.

Des Ministers Gemahlin und Tochter, — der Tochter Herz war der Tempel aller weiblichen Tugenden, und ihr Körper, sagte Adelstan noch Jahre nachher, war die schöne zarte Hülle eines Engels, wenn er Menschen erscheinen will. Und ihr Vater, der nichts fürchtete, als die Ungnade seines Fürsten, nichts liebte als sich selbst, hing dennoch sein Herz an diese Tochter, je älter sie wurde,

und mit einer Leidenschaft, die jedem unbegreiflich war, der beide kannte. Aber Emilie liebte auch ihren Vater, der in ihrer Gesellschaft fast ein guter Mensch und immer ein unendlich zärtlicher Vater war.

Emilie liebte das Land, und sie war nur drei Wintermonathe in der Stadt. Sie zog mit der ersten Lerche wieder auf die Güter ihres Vaters. Man begriff Emilien am Hofe nicht, sie begriff den Hof nicht. Ihr Vater erzählte von seinem Levanti, den Nahmen hatte Adelstan von seinem Bruder bekommen, die seltsamsten Dinge, so daß Emilie sich ihm zu begegnen fürchtete. Denn sie hielt ihn für ein Ungeheuer, aus dessen Lippen nichts als Flüche und Vorwürfe kämen, und sie sah, denn sie mußten sich bald treffen, einen jungen Mann von edler, schlanker Gestalt, mit einem Paar blitzenden Augen, einem blühenden, männlichen Gesicht, den alle Offizianten und Arbeiter ihres Vaters anbeteten. O wie er so gut ist, sagte ein Arbeiter mit Begeisterung: so gut, so gut wie Sie, gnädiges Fräulein.

Er redete fein, artig, aber nicht unterwürfig. Er machte sie und ihre Mutter mit seinen Planen bekannt, und unter der Thätigkeit des jungen Mannes, und mit dem Gelde des Ministers erhob sich ein Feenland rings um Emilien her, wie auf den Schlag einer Zauberruthe. Die Natur hatte viel für das Gut, die Kunst nichts gethan. Adelstan war der Geist, der ihm fehlte. Er blieb den ganzen Sommer dort. Der Minister kam etwa alle zwei Monathe auf drei Tage. Emiliens Mutter erkannte den edeln Menschen in Adelstan, und sie sah es gern, daß er sich mit Emilien viel zu thun machte; sie lächelte mit Mutterliebe, wenn Emilie immer an die Seite, wo gearbeitet wurde, ging.

Adelstan war auf seiner Huth. Er fühlte, wie sein Herz ihn so gewaltsam zu Emilien zog; er konnte die Sehnsucht nicht verkennen, die Unruhe nicht, die ihn faßte, wenn er ein Paar Tage abwesend gewesen war. Er las, um sich einen Abend, ach sie war den Tag so gütig, so liebenswürdig,

so reitzend gewesen! — von dem zu sehnsüchtigen Gedanken an sie zu befreien, in den Papieren seines Ahnherrn. „Hat die kleinste Ungerechtigkeit, schrieb der Alte: eine „Entschuldigung, so hat die höchste auch „eine; so ist der Mord eines Menschen „nichts als Nothwehr. So fällt die Engelgestalt, das göttliche Ebenbild von dem „Menschen ab, und der Mensch kriecht in „den Pelz des wilden Thieres. Leidenschaft! was Leidenschaft? Eine Leidenschaft „wird nicht geboren, bewaffnet, erwachsen, „mit ihrer furchtbaren Aegide, wie Minerva aus Jupiters Haupt; sie ist ein schwaches Kind, wenn sie geboren ist, und nur die „Sünde reicht ihr die stärkende Nahrung, „und nur die böse Lust macht sie zu einem „Riesen. Ist die Liebe eine Entschuldigung „der Begierde, der Lust, der heuchelnden „Schwäche, des Falls; so ist der Ehrgeitz „auch eine Entschuldigung der Vergiftung, „und der Geitz eine Entschuldigung des Betrugs, und die Noth eine Entschuldigung „des Mordes auf der Landstraße. Denn

„was hat die Liebe vor dem Ehrgeitz, vor „der Habsucht, vor dem Hunger voraus? „Pflanzte die Natur sie nicht alle in unser „Herz? Darfst du aus einer das tödtliche „Gift ziehen, so darfst du's aus allen? Ist „Eine Sünde erlaubt, so ist kein Gott, so „ist keine Zukunft, so ist keine Vergeltung, „so ist das heiligste, das gewisseste in unsrer „Seele, das Glauben an Gott und Vergel„tung, eine Lüge, und was wäre denn das „andre, das ohnehin nichts ist als ein „Traum."

Das las Adelstan. Er konnte leicht einsehen, daß der Minister ihm die einzige Tochter, die reiche Erbin nicht geben würde. War das einmahl festgestellt, so war auch alles andre festgestellt. Er entriß seiner Leidenschaft die Aegide, nach der sie an zu greifen fing. Er war den andern Tag ein ganz andrer Mensch, obgleich Emilie gar keine Veränderung sah. Aber trotz der Weisheit seines Ahnherrn hatte die keimende Liebe doch schon eine große Gewalt erhalten, und erhielt sie aus den gütigen Blicken der

Tochter und der Mutter, aus ihrem Vertrauen, aus der feinen Achtung, womit sie ihn behandelten, und so erzählte er bei einer sehr natürlichen Veranlassung der Ministerin, daß seine Hand seiner Kousine bestimmt sey, was nicht unwahr war, nur daß den jungen Leuten alle mögliche und vollkommene Freiheit bei diesem Familienkontrakte vorbehalten war. Werde was da werde! rief er nach dieser Unterredung. Ich habe, wie es eines Thorbergs Sache ist, dem Teufel ins Gesicht geschlagen. Was soll ich spintisiren? jeden Abend den vergangenen Tag bereuen, und neue Plane für den folgenden machen, die das himmlische Mädchen mit einem Blicke über den Haufen wirft? Der Teufel! jetzt habe ich meine Ehre zu vertheidigen, und die Ehre meiner Kousine dazu. Nun stehe ich fest, hoffe ich zu Gott!

Den andern Tag näherte sich ihm Emilie mit einem noch viel seelenvollern Lächeln, mit einem noch viel sicherern Zutrauen als vorhin, und sie gab ihm zu verstehen, daß sie von ihrer Mutter wußte, er wäre ver-

lobt. Nun entspann sich eine sehr zarte Freundschaft zwischen beiden jungen Leuten, die ihrem Herzen hätte eben so gefährlich werden können, als ihr erster Umgang, wenn nicht Emilie ihrem Freunde gesagt hätte, daß ihre Hand ebenfalls einem Verwandten so halb und halb bestimmt wäre, den sie seit ihrem zwölften Jahre aber nicht gesehen hätte. Er sey auf Reisen. Es wurde indeß auf diesem seltsamen Grunde eine sehr romantische Freundschaft zwischen beiden errichtet, mit deren Daseyn nur die Mutter bekannt war. Diese Freundschaft hatte von der Natur der Liebe zu viel, als daß sie nicht hätte eine sehr außerordentliche Gestalt annehmen müssen, um fortzudauern, ohne Liebe zu werden. Sie gelobten sich Vertrauen, Treue, reine, ungeheuchelte Freundschaft für ihr ganzes Leben, wobei indeß doch der Mutter sehr bange zu werden anfing. Der Zufall warf sich glücklicher Weise dazwischen. Der Minister wollte in einer Moscheh statt morgenländischer Sentenzen an den Wänden, Schmeicheleien für

den Fürsten, der hier durchkommen wollte, geschrieben haben.

In eine Moscheh? ich bitte Eure Excellenz —

Zu einer Schmeichelei ist jeder Ort gleich gut! Darüber entstand ein Dispüt, der sich damit endigte, daß Adelstan seinen Abschied nahm, weil er weder mit Schmeicheleien noch mit französischen Versen in Moschehen zu thun haben wollte. Der Trotzkopf! sagte der Minister mit dem Fuße stampfend, und er vergaß in demselben Augenblicke, wie viel er dem jungen Menschen zu danken hatte. Adelstan war glücklich, daß er über der Gränze zu Hause gehörte.

Das ist ein sehr edler Mensch, liebe Mutter, sagte Emilie triumphirend. Ein sehr edler Mensch! aber, dachte sie doch, es ist gut, daß er fort ist.

Der Bruder erbt seine Stelle.

Für französische Verse und für Schmeicheleien war Niemand besser gemacht, als der Hofrathsassessor Thorberg, der Bruder Adelstans, der dem Bruder seine Lage, seine Baukenntnisse tausendmahl beneidet hatte, die ihn dem Minister so nahe stellten. Er brachte dem Minister Verse von aller Art im morgenländischen Geschmack, um dem Tempel nichts zu vergeben, und im europäischen, um dem Fürsten nichts zu vergeben. Der Minister fand sie allerliebst, er redete mit Ehrenreich über seine Anlagen, und am Ende sagte er: Sie können mir vielleicht Ihren Trotzkopf von Bruder ganz ersetzen. Wir wollen hinaus fahren.

Man kam auf dem Gute an. Adelstans Bruder! Adelstan hatte gar nicht oft von ihm geredet. Die Idee war Emilien fast neu; aber es war sein Bruder. Sie empfing

ihn wie den Bruder ihres Freundes mit zuvorkommender Güte. Aber Adelstans geschah keiner Erwähnung; denn beide Freunde hatten sich versprochen, ihre Freundschaft, die leicht der Welt eine Thorheit, wenn nicht noch etwas Schlimmeres scheinen könnte, gegen jedermann geheim zu halten.

Ehrenreich brachte indeß eine zu geltende Empfehlung mit in das Haus, er war der Bruder Adelstans. Ein gemeiner Mensch konnte er doch nicht seyn. Das war fast unmöglich. Und er nahm sich auch in der That so sehr artig, so besonnen, daß auch der Neid seine häßlichen Brandflecken in der Seele nicht hätte aufspüren können. Seine geschmeidige Gewandtheit, die sogar wie Freimüthigkeit aussah, gefiel dem Minister. Das freie, feine, gefällige, unanmaßende Wesen, das er in Paris gelernt hatte, mußte allen Menschen gefallen, wobei Ehrenreich es der Mühe werth hielt, gefallen zu wollen. Er gefiel wie ein feiner Mensch, der kein Narr ist, und das war er nicht, immer gefällt.

In der That, Emilie, sagte die Mutter: die beiden Brüder, ähnlich sind sie nicht; aber sie gefallen mir beide. Recht sehr, Mütterchen, sagte Emilie.

Ehrenreich sprach so viel von Chantillon, Trianon, Versailles und so weiter, spielte den Kenner so bescheiden, daß der Minister außer der Gefälligkeit mit den Versen, auch einen eben so geschmackvollen Bauverständigen an ihm gewonnen zu haben glaubte, als an dem Bruder, und Ehrenreich, der schon gehört hatte, daß der Baumeister alle Plane seines Bruders erhalten hatte, weil ihm daran gelegen war, daß alles vollendet werden sollte, sah keine Schwierigkeit, warum er nicht dem Minister versprechen sollte, die Stelle seines Bruders zu übernehmen.

Alles war an seiner Stelle, und am Abend, da er allein war, sah er mit pochendem, freudigem Herzen auf die Aussicht, die vor ihm lag, und die sein Bruder — o des Thoren! vernachlässigt hatte. Ich muß, sagte er furchtsam am andern Morgen dem

Minister: doch wohl ein Paar Tage hier bleiben, um mich in den Plan einzustudieren.

Versteht sich, ich bitte Sie darum. Ehrenreich triumphirte, daß alles so leicht ging. Das reitzende Mädchen betrachtete er mit einer stillen Gluth in dem empörten Busen. Wer weiß, dachte er: wohin das führen kann? Wie er Emilien näher kennen lernte, und sie näherte sich dem Bruder ihres Freundes mit großem Vertrauen, da sagte er von ihr: die Närrin! die Romanennärrin; aber dennoch liebte er sie; denn sie war schön. Das Vertrauen, das sie ihm zeigte, mißdeutete er. Er sah den Siegeskranz schon um sein Haupt her schimmern; nur der Gedanke an den allmächtigen Minister machte ihn unentschlossen; aber doch beschloß er, auf diesem glatten Eise so weit vorwärts zu gehen, als er mit Sicherheit konnte.

Ihm fiel so gut wie seinem Bruder ein, der Minister denkt höher hinaus mit seiner reichen, reitzenden Tochter; aber er kam bald hinter die übergroße Zärtlichkeit, die

der Minister für seine Tochter hatte, und damit ließ sich viel machen, meinte er. Der Plan, sich in das Herz der Tochter einzuschleichen, lag fertig da; aber die Ausführung war sehr schwierig.

Emilie sollte wissen, daß er sie mit unbeschreiblicher Leidenschaft liebte; aber Niemand anders sollte es wissen, sollte es ahnen. So mußte er mit jedem Augenblicke eine doppelte Rolle spielen, den Liebenden und den Gleichgültigen, damit er, wenn alles schlimm ginge, wenigstens sich retten konnte. Er durfte Emilien kein bestimmtes Zeichen seiner Liebe geben, und dennoch — Es war schwer; aber es war auch Ehre, Gold und Glück dabei zu verdienen, wenn er sie alle betriegen konnte.

Es ging alles leichter, wie er gehofft hatte. Alles kam ihm entgegen, mehr als halbes Weges. Tochter, Mutter und Vater. Er wurde irre an seinem eigenen Glück, das sich ihm auf dem geraden Wege anbot; denn auch der gefühlloseste Böse-

wicht zittert — und das ist dein Triumph, heiliges Gewissen! — im Innern vor der Nemesis.

Emilie sah die Zeichen seiner stillen, stummen, furchtsamen Liebe; sie sah die Gluth, die in seinem Innern brannte, und die er vergebens ihren Augen entziehen wollte. Da fing des Mädchen Herz an zu pochen in süßer, unschuldiger Empfindung. Was hatte sie zu fürchten? er war der Bruder ihres edelsten Freundes. Schon die Vorstellung die Schwester des Mannes zu werden, den sie vielleicht, sich selbst unbewußt, mit der ganz reinen Liebe des Paradieses liebte, schon diese Vorstellung hatte etwas Rührendes für sie. Ihr Herz pochte, und sie konnte nicht entscheiden, für welchen der beiden Brüder es eigentlich pochte.

Der Verwandte, dem sie bestimmt war, starb. Der Vater versprach der trauernden Tochter, deren Trauer er für Liebe hielt, sie sollte nun ganz freie Wahl haben, wenn sie einen Jüngling von ihrem Stande wählte. Die Mutter ahnete die unschuldigen

Bewegungen von Emiliens Herzen. Sie näherte sich mit mütterlichem Zutrauen, mit mütterlichem Wohlgefallen dem Manne, der vielleicht der Beglücker ihrer geliebten Emilie werden konnte.

Sie prüfte das Herz des vorsichtigen Heuchlers, und sie wurde betrogen von ihm, der alle Tugenden seines Bruders nachahmte und übertrieb. Sie gab ihrem Manne einen Wink davon; und die Folge davon war, daß Ehrenreich Hofgerichtsrath wurde; und daß der Bau auf seinem Gute nie ganz vollendet wurde; er hatte von Ehrenreichen noch immer die Ausführung einer neuen Idee zu fordern. Das hatte die Ministerin bewirkt. Sie bat ihren Mann, die Verbindung der beiden jungen Leute ihren eigenen Herzen zu überlassen, und die schönste Zeit des Lebens, den Frühling der Liebe, das Keimen, das Knospen, das Blühen der Liebe nicht zu übereilen.

Er versprach es; die Mutter gab der erröthenden Tochter leise Winke von der Zufriedenheit ihres Vaters, und der Minister,

der die Blödigkeit seines jungen Freundes für Bescheidenheit hielt, ließ hier ein Wort gegen Ehrenreich fallen, dort eins, und Ehrenreich stand auf einmahl, erstaunt, entzückt, sich nun mit unbändigem Stolze über alle Menschen, am meisten über seinen Bruder emporrichtend, auf dem höchsten Gipfel seiner Wünsche.

Er wendete sich an den Minister mit seinen Wünschen; aber auf eine Weise, daß er noch immer zurücktreten konnte, wenn er mußte. Der Minister lächelte sanft. Wenden Sie sich, sagte er: mit ihren Räthseln an meine Tochter, die versteht Räthsel zu lösen besser als ich, und begreift die Ihr Räthsel, so begreife ich es auch. Er flog zu Emilien; aber aus bloßer Gewohnheit, leise aufzutreten, verschob er eine offne Erklärung, obgleich Emilie erröthend jetzt, jetzt erblassend vor ihm stand; denn sie ahnete den Augenblick der Erklärung.

Zwei Tage darauf war Emiliens Gesicht finster. Sie ließ sich nicht mehr im Garten sehen. Sie kam nicht an den Tisch. Sie

blieb auf ihrem Zimmer. Die Mutter war verlegen gegen Ehrenreich. Es war etwas vorgefallen. Der Minister sagte ihm, und dabei reichte er ihm die Hand freundlich: Thorberg, Sie haben etwas gemacht, was es auch ist. Sehen Sie zu, daß Sie es wieder ins Feine bringen. Dieser bat mit der Verzweiflung eines Liebhabers um eine Aufklärung. Das ist nicht meine Sache, sagte der Minister entscheidend: Sie haben meine guten Wünsche. Aber machen müssen Sie selbst. Ich mische mich in nichts.

Emilie war höflich, kalt; auf ihren Lippen hing ein entscheidendes Nein, wenn er jetzt eine Erklärung wagte. Er schwieg, und verdoppelte seine Ehrerbietung, und trug mit schmerzlicher Geduld ihren Zorn. Aber so geduldig war er nicht, Emiliens Mädchen stand längst in seinem Solde. Denn er versäumte nichts. Hannchen, wer hat das Fräulein seit dem Montage gesprochen? Niemand, wahrhaftig Niemand, Herr Hofgerichtsrath. Besinnen Sie sich, Hannchen. Sie muß Jemanden gesprochen

haben. Was machte sie denn, da sie den Montag aus dem Garten von mir kam? Besinnen Sie sich Hannchen!

Warten Sie. Erst kam sie herauf, o Sie glauben nicht, wie freundlich, wie selig! Sie schenkte mir ihr rosarothes Taffentkleid und einen ganzen Blondenanzug. Ich sprang wie ein Hirsch, denn Sie glauben nicht, wie gut sie ist gegen alle Menschen; und das Kleid war noch wie neu. Ja, nun fällt mirs ein; sie sagte zu mir: das ist die Farbe der Liebe, sagte sie mit Augen, die fast in Thränen schwammen. Trag es, sagte sie: mein Kind, trag es, und sey so glücklich wie ich. Ich mußte ordentlich weinen, so rührte sie mich; denn das Kleid war fast ihr bestes.

Nur weiter, Hannchen. Ich stehe auf Kohlen! Was weiter? ich bitte Sie, lassen Sie nichts aus, nicht die kleinste Bewegung. Alles ist hier wichtig.

Ja, da setzte sie sich ans Klavier, und spielte und sang, und ich besah mein Kleid, und küßte ihr die Hand, und es war, als

wollte sie mich umarmen, und sie sagte: nun dann, bist du glücklich, ich bins auch. Und da sang sie wieder, ich glaube, die Thränen rollten ihr dabei über die Wangen. Da ging ich, und probirte mein Kleid an.

Und das fand Hannchen recht schön, o gewiß, denn Hannchen ist ein sehr hübsches Mädchen. Aber weiter, was machte Ihr Fräulein nun?

O ich bitte sehr, Sie sind sehr gütig, Ihr Gnaden. Es saß mir gut, das ist wahr. Nun mußte ich den Alten rufen, und alle Armen. Die beschenkte sie sehr reichlich. Denn sie ist ein so christliches Gemüth als eins seyn kann. Nachher schrieb sie, ich mußte Licht holen zum Siegeln. Es ging ihr gewiß etwas Wichtiges im Kopfe herum; denn sie schrieb unter Weinen; aber glücklich war sie. Denn sie war so freundlich, ach so freundlich bei ihrem Weinen.

An wen schrieb sie, Hannchen? an wen? Schreibt sie oft? an wen kann das seyn?

Oft nicht, oft nicht; die ganze Zeit, daß Sie hier sind, hat sie fast gar nicht geschrieben. Im Anfange schrieb sie wohl zuweilen.

An wen denn, Hannchen? an wen?

Ja, das weiß ich nicht. Die Briefe gehen in einem Kouvert an das Oberpostamt. Nun sehen Sie, so glücklich blieb sie nun zwei Tage, o so glücklich! so glücklich! Da kam ein Brief. Ach Gott, nun fällt es mir alles ein! Ja dieser Brief war es; dieser Brief! Ja, nun bin ich meiner Sache gewiß. Ich will Ihnen alles sagen. Der Brief ists gewiß. Der kam, ich gab ihn ihr am Abend, ich wollte sie eben ausziehen. Sie erbrach ihn hastig. Sie las, sie verlor die Farbe. Sie las ihn wieder. O Gott Lob! Gott Lob! rief sie sehr gerührt, sehr gerührt; aber jetzt nicht mehr vor Glück; denn das läßt sich genau unterscheiden. Sie warf sich auf einen Stuhl, faltete die Hände in ihrem Schooße, sagte dann wieder: guter Gott! o guter Gott! und las wieder. Am andern Morgen brachte ich ihr ihren Strohhut; denn Sie wissen, sie ging alle

Morgen zu Ihnen in den Garten, ob sie gleich erst immer an die andere Seite ging. Denn klug ist mein Fräulein, ach sehr klug; aber noch viel gütiger als klug. Ich brauche den Hut nicht, sagte sie. Die Luft ist zu rauh.

Rauh? sagte ich: gnädiges Fräulein, rauh? Behüte Gott, man sollte wünschen, heute ein Vögelchen zu seyn, um den ganzen Tag im Garten zu leben.

Hole mir meinen Stickrahmen, Hannchen, ich muß meines Vaters Weste einmahl fertig machen. Ich holte ihn; aber ich schüttelte den Kopf. Denn es war übles Wetter; ob sie gleich einem, dann eben, kein hartes Wort sagt. Sie hat dann eine eigene Manier, sie ist dann noch einmahl so freundlich.

Hannchen, sagte Ehrenreich: können Sie mir den Brief nur auf fünf Minuten schaffen, so bringe ich Ihnen das schönste Kleid aus der Stadt mit. Sie sollen sichs aussuchen, so schön, so kostbar Sie wollen.

Ach du Herr Jemine! Sie sind gar zu gnädig! Aber wie sollte ich das machen?

Unter Tische vielleicht. Warten Sie einmahl, ja es geht. Ich wähle ein weißes seidnes Kleid mit einem Henri Quatre, das steht mir am besten, weil ich einen etwas langen Hals habe, wenn Sie so gnädig seyn wollen.

Ist des Fräuleins Sekretair verschlossen, Hannchen? Nein, sagte Hannchen erröthend: denn sehen Sie, ich kann Geschriebenes doch ohne sie nicht lesen. Aber verlassen Sie sich darauf, Sie sollen ihn haben. Ein weißes Kleid also, mit einem Henri, oder am Ende stände mir doch wohl ein doppeltes Fichu besser. Das bringt die Gestalt mehr hervor. Ich gebrauche gut und gern zwölf Ellen. Ausgeschnitten kann ichs so wenig leiden als mein Fräulein; denn das ist schamlos, sonst nähm ichs ausgeschnitten um den Hals. Sie tragen es alle jetzt so, mein Fräulein mag sagen was sie will. Aber den Brief sollen Sie haben. Und so hüpfte Hannchen weg.

Der Brief.

Hannchen brachte den Brief, und erblassend erkannte Ehrenreich die Hand seines Bruders. Je länger ich, schrieb er: in der Welt lebe, je tiefer ich in alle Klassen Menschen eindringe, desto mehr fühle ich, daß mein Ahnherr ein Weiser war, der das Leben, das Glück, das Ziel der Menschen kannte. Und steht der Mensch nun auch auf der höchsten Spitze von Fortunens Rade, hat ihm das lächelnde Leben aus allen Quellen der Freude trinken lassen, wurzelt für ihn die Kugel des Schicksals in den Boden fest: so kehrt er doch endlich gesättigt der Lust, zu den bessern Freuden der Seele zurück, zur Freundschaft, zur Liebe, so wendet er doch sein Auge zuletzt von dem lärmenden Schauspiele des Lebens auf das dunkle, stille Grab, und auf den Schleier hinter dem Grabe,

den keine Hand aufgedeckt hat. Und diese Freundschaft, diese Liebe, diese Hoffnung sind für keinen andern Preis zu kaufen, als für Tugend.

Das Unglück, Emilie? wer kann leugnen, daß der Schmerz oft die Kaufsumme ist, für den die Tugend erkauft werden muß. Aber auch eine Gränze hat des Schicksals finstre Nacht. Wenn das beängstigte Herz in dem Leben keine Hülfe mehr finden kann, wenn der Menschen Ohr für seine Seufzer verschlossen, ihr Herz für seine Schmerzen erstarrt ist, so greift es hinauf mit gestärktem Muth in den Himmel, und faßt dort eine Hand, die Hand des Ewigen zu seinem Schutz, die ewig ist, und unzerstörbar, wie die Sterne, die an seinem Himmel stehen. Das Emilie auf Ihren vorletzten Brief, der mir mit Ihrem letzten wurde, weil ich wieder umherschwärmte.

Nun zu dem letzten Ihrer Briefe, meine theuerste Emilie. Ich habe nicht einen Augenblick angestanden, was ich Ihnen sa-

gen wollte; aber dennoch erschrecke ich, es Ihnen zu sagen. Mein Bruder — Nein, Emilie, Sie lieben ihn nicht. Das ist nicht, das ist ein Irrthum Ihrer zu gütigen verzeihenden Seele. Seine rauhe Hand konnte keine Harmonie auf dem feinen Saitenspiel Ihrer Seele hervorbringen. Er kann nicht einmahl den Schein der Tugend heucheln, der Sie betrogen hätte. Nein, Emilie; der Nahme Bruder wars, der Ihre Phantasie verführte, der Ihr Herz in Bewegung brachte, nicht der Nahme Ehrenreich. Sie wollten meine Schwester seyn, nicht sein Weib. Emilie, wie liebe ich Sie um dieses zärtlichen Herzens willen!

Aber ich muß reden. Mein Bruder ist ein heuchelnder, verächtlicher Bösewicht; der von Ihnen, Emilie, nichts, gar nichts will. Er hält seinen Blick gerichtet auf Ihr Gold, Emilie, auf die Macht Ihres Vaters: und wenn er sie liebt, so ist es nur eine rohe Begierde, womit er Sie betrachtet. Ihr Geist ist sein Spott, Ihr Herz würde ja seine Schande seyn, wenn er es für mehr

halten könnte, als für Heuchelei. Lassen Sie mich in Ihrem nächsten Briefe, den ich mit Ungeduld erwarte, lesen, daß alles vorbei ist. Es muß vorbei seyn!

Ehrenreich schlug den Brief zusammen, und gab ihm Hannchen. Was stand darin? fragte Hannchen ängstlich und zitternd.

Nichts, als alles Gutes, mein Kind, etwas Lustiges, sehr Lustiges, mein Kind.

Ach, das hätte ich nicht geglaubt; denn ich scheute mich, Sie nur anzusehen. Er fragte lächelnd: sah ich etwa zornig aus? Das wäre; denn der Brief enthielt nichts als Gutes. Der Brief sprach mich mündig, machte mich frei von allen Familienverhältnissen. Sehen Sie, Hannchen, von jetzt an kann ich thun, was meinem Herz gelüstet.

Um Gottes willen, thun Sie es nicht, rief Hannchen bebend; denn Ihnen gelüstet nichts Gutes. Sie flog mit dem Briefe ins Haus, und Ehrenreich stand nun an den Ort fest gebannt, wo er den Brief ge-

lesen hatte. Sein Gesicht war der unbeschreiblich häßliche Spiegel des raschen Wechsels seiner abscheulichen Empfindungen und Plane der Rache. Er erblaßte jetzt, jetzt goß sich eine dunkle Röthe über das Gesicht und machte die Augen erstarrend. Er hob den Fuß, um zu gehen, aber er stampfte nur an den Boden.

Sie liebte mich also? fragte er endlich, in unvernehmlichen Tönen. Oder wäre es wahr, daß sie nur seine Schwester werden wollte, und nicht mein Weib? um des Bruders willen? Hölle, Tod und Teufel! Laß mich versuchen, Brüderchen, liebes Brüderchen! laß mich versuchen, was meine rauhe Hand auf deinem großen Saitenspiel der Seele für Töne hervorbringen kann. Bube! höllischer, teuflischer, boshafter Bube! Da ist er nun, dieser tugendhafte, dieser feinherzige, dieser zartfühlende, dieser liebende Bruder, dessen Seele eine Thräne des Mitleidens ist für den Unglücklichen, und — Bube, höllischer Bube! O sie hätten doch Entschuldigungen für ihn, wenn ich auch

das erzählte. Wer weiß, ob sie nicht gar Tugend darin fänden, seines Bruders höchstes, ach, ein Glück, was ich schon in Händen hätte! — Himmel! Erde! In Händen hatte! Die Tochter des Mannes meine Frau? o wer hätte sich mit mir messen wollen! Und so, so vor der Thüre, so spöttisch abgefertigt: Ihr Bruder wills nicht.

Was will er denn? Ha! sie selbst will er! sie selbst! Das ist natürlich! Aber sein Brief, die Vertraulichkeit! Aber ist es, o ist es, schrie er: und müßt ich ihn vor dem Altare, müßt ich ihn auf der Schwelle der Brautkammer ermorden: so soll sein das Glück nicht seyn, das er mir geraubt hat. So ging er, und das Gift der Rache rollte mit seinem Blute, und füllte seine ganze Seele nur mit einem Lebensgenusse, Rache an seinem Bruder.

Seine Eitelkeit arbeitete sich doch nach und nach, ihn mit neuen Hoffnungen füllend, aus dem kochenden Gifte in seinem Herzen empor. Sie liebt mich! Sie liebt

mich! Vielleicht triumphire ich dennoch. Denn sie schrieb ihm doch, daß sie mich liebte. Er sprang mit neuen Hoffnungen auf, er suchte Emilien im ganzen Park, er paßte auf alle ihre Schritte. Er fand sie endlich. Er redete sie an; sie antwortete höflich, aber kalt. Er brachte das Gespräch auf seinen Bruder, und in Emiliens Gesicht erschien ein Strahl der Heiterkeit. Er erzählte ihr, wie er mit seinem Bruder gelebt hätte. Er lobte ihn, er ließ es merken, daß er mit seinem Bruder gespannt war. Er sagte Emilien, daß er unmöglich ganz so denken könnte als er. Emilie wurde sichtlich ernster; aber, fuhr er unbefangen fort: ich schätze doch an ihm seine Begeisterung für alles Edle, die stolze Kraft, die alles vor sich, was ihm im Wege steht, zerbricht, und sollte er auch zuweilen mit zerbrechen, was wohl geschont werden könnte. Mein Geist erhob sich nie so hoch als seiner, fuhr er mit sanften Blicken fort. Doch wünschte ich immer sein Freund zu seyn. Wenn Jugendzwist, wenn sein hochfliegender Ehrgeitz meine Eitelkeit,

und ich war eitel! immer zertrat, kann dieser Zwist des Knaben ihm so ernsthaft scheinen. Jetzt, da die Zeit vieles in unsern Herzen geebnet und ausgeglichen hat, möcht ich nun wohl den Bruder wieder finden, den ich immer liebte; jetzt, sehen Sie, Fräulein, malt ihm seine rege Einbildungskraft den Streit des Knabenalters als die Feindschaft zweier Männer. Er kommt, er ist in unsrer Nähe, Fräulein. Ich würde Sie ersuchen, der holde Schutzgeist unsrer Herzen zu werden, in denen Ein Blut fließt, die liebend zusammen das Licht der Welt erblickten, sollen sie nicht auch das Licht, das erfreulichere Licht der Liebe schauen? Vor einigen Wochen feierten wir unsern Geburtstag. Wir können ihn nicht feiern, ohne nicht zu jammern, daß uns nicht Haß, nur Vorurtheil, nur eine Kleinigkeit so weit auseinander warf. Er ehret Sie wie ich. Wenn Ihre Hand das Band nun wieder einte, das die Zeit, ein leichter Unfall löste?

Das drang in Emiliens Herz. Sie sah ihn mit sanftern Blicken, mit bewegtern an.

Ihr Herz wallte im Mitleid, im Zweifel empor. Sie sagte mit schöner, freundlicher, hoffnungsreicher Stimme: wenn mirs gelänge, ich würde glücklich seyn!

So schieden sie. Hannchen erhielt den Auftrag, ihres Fräuleins Handlungen zu beobachten. Emilie schrieb an Adelstan. Den Tag darauf erhielt Emilie Antwort, und die Wirkung war, daß Hannchen sich bitterlich über ihr Fräulein beklagte. Sie hatte Hannchen in Verdacht, daß sie den Brief Adelstans aus ihrem Sekretair genommen hatte. Nicht möglich, Hannchen? sagte Ehrenreich. Gewiß, antwortete Hannchen weinend: und ich wollte jetzt um alle Kleider in der Welt nicht, daß ich mich hätte verleiten lassen.

Wie hätte Ihr Fräulein das merken können? Ja, es muß mit Zauberei zugehen, sagte Hannchen: denn sie war noch eben so freundlich. Sie nannte mich mein Kind, mein liebes Kind! Da kam heute der Brief, gerade mit demselben Siegel, wie der gestie-

gelt war, den Sie lasen. Ich gab ihm ihr. Sie lächelte so gütig. Sie hatte kaum angefangen zu lesen; da sah sie von dem Briefe auf, mich an, so, als ob in dem Briefe ein Steckbrief auf mich stände. Sie las weiter, und sah mich wieder an. Hannchen, sagte sie: es thut mir weh; aber wen soll ich in Verdacht ziehen? Du bist mir doch treu? Du vergreifst dich doch nicht an meinen Papieren? oder du plauderst doch nicht?

Mit wem? fragte ich dreist; aber die Sole brannte in meinen Schuhen. Sie sah mich bedenklich an. Thu ich dir Unrecht, sagte sie, so verzeihe; aber dieser Brief —

Hier fing ich an zu weinen, und sagte: der Brief löge, wenn er von mir sagte, ich rührte nur ein Schnitzel von des gnädigen Fräuleins Papieren an. Das trug mir eine sehr schöne Haube ein. Aber das gnädige Fräulein verschloß, wie sie den Brief weglegte, den Sekretair zweimahl und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Hannchen sollte den Brief schaffen. Sie wollte nicht. Da drohete der Elende, dem Fräulein zu gestehen, daß er den ersten Brief gelesen hätte, und daß Hannchen ihm denselben verschafft hatte. Hannchen mußte. Sie warf ihm den Brief, da Emilie sich niedergelegt hatte, aus dem Fenster. Ehrenreich las ihn bei einer Blendlaterne. Er war von seinem Bruder. Meine gute Emilie, schrieb er: mein Bruder täuscht Sie, zutrauenvolle, arglose Seele. Ich begreife gar nicht, wie er gerade jetzt zu diesen Aeußerungen kommt, wenn er nicht — und Emilie, sind Sie sicher, daß Ihre Leute, Ihr Mädchen Ihnen treu ist? Denn fast möchte ich vermuthen, mein Bruder hat meinen letzten Brief gelesen. Anders kann ich diese scheinheiligen Friedensgesuche nicht erklären. Anders nicht! Ich wiederhole noch einmahl alles, was in meinem ersten Briefe stand. Ich beschwöre Sie, theures Fräulein, sich von dem verächtlichen Menschen ganz und gar loszumachen. Jetzt ist er mir noch verächtlicher; denn ich weiß, ich weiß, hat er nur ein Wort

von unsrer Freundschaft gehört, daß sein Herz gegen mich des giftigsten Hasses allertiefstes Gefühl hegt. Sie kennen diesen Menschen nicht. O Gott sey Dank, Emilie, daß es mir gegeben war, Sie aus des Elendes dunkelster Tiefe zu retten, worin die Verbindung mit diesem Menschen, das reinste, das edelste Wesen, das die Natur schuf, Sie, Emilie gestürzt haben würde. Wenn Sie meinen Worten trauen, Emilie, so brechen Sie sogleich, so bündig als möglich, damit er alle Hoffnungen aufgeben muß. Er ist mein Bruder, und darum, glauben Sie mir, ist was ich sage die reinste Wahrheit, für die ich mit allem, was mir heilig ist, stehe!

Das las er beim Schein seiner Blendlaterne. Dann band er den Brief an einen Faden, und Hannchen zog ihn wieder in die Höh. Er sagte nicht ein einziges Wort, legte nur einmahl die Hand an die Stirn, dann schob er die Laterne zu, und ging leise durch den Park nach seiner Wohnung. Am

andern Morgen trat er mit einem steinernen, aber doch lächelnden Gesicht vor das kalte Gesicht Emiliens. Er that nur zwei gleichgültige Fragen, hörte ohne alle Bewegung die kalten, fast unwilligen Antworten Emiliens, und dann ging er, und sagte nur einmahl: das wäre nun vorbei, denkt er. Nein! nein! Der Minister traf ihn, und fragte, denn der Minister mochte ihn leiden, wie es stände. Ew. Excellenz, antwortete Ehrenreich: werden hoffentlich mit meinem guten Willen zufrieden seyn. Es ist fast alles vollendet, und wenn Sie befehlen, so kann ich in die Residenz abgehen.

Der Minister bückte sich. Er verstand ihn. Sie können meinen Wagen nehmen, Herr von Thorberg. Ehrenreich fuhr schweigend ab. Gott Lob! sagte Adelstan, Gott Lob! sagte Emilie und ihre Mutter, die man in das Geheimniß eingeweihet hatte. Ehrenreich lächelte drei Tage lang, sinnend, fort. Er war sogar freundlicher mit seinen Leuten, um sich selbst zu überzeugen,

daß er über das Unglück erhaben sey. Aber er behielt Emilien und seinen Bruder in Augen, und blieb der Freund des Ministers. Er nahm ihm alle Arbeiten ab, und überließ dem Minister, ohne mit einer Miene es zu verrathen, den ganzen Ruhm davon.

Erbschaften.

Aber schon war ein heißer Schmerz über meines Vaters Herz hergefallen, heißer als ihn die Rache seines Bruders ersinnen konnte. Buol, Buol, die reine Flamme der Liebe brannte in seinem Herzen für Emilien. Weil sie so rein war, so hielt er sie nur für eine wärmere Freundschaft. Und was anders ist Liebe unter tugendhaften Herzen, als Freundschaft? Aber wie die Hoffnung sich ihm nur näherte, da fuhr die Flamme lodernd auf, und er erkannte die tiefe, glühende Leidenschaft, die ihn auf ewig an Emilien knüpfte. Hatte sein Bruder Hoffnung, und Emilie schrieb ihm, daß ihr gütiger Vater ihr eine freie Wahl gelassen hatte, so hätte er ja auch Hoffnung haben können, und noch haben. Er las Emiliens Brief wieder, und wieder. Er erinnerte sich der

Freundlichkeit der Mutter, der Güte des Ministers. Er konnte nicht bereuen, was er gethan hatte; aber doch haderte er mit dem Schicksal, das ihm so spät zeigte, wie nahe er der höchsten Glückseligkeit gewesen war! Wie nahe!

Er war überzeugt, daß Emilie seinen Bruder nicht mit Leidenschaft liebte; nicht aus Eitelkeit; denn aus Emiliens Briefe ging diese Ueberzeugung hervor. Sie sprach von seinem Bruder mit kaltem Lobe, mit feierlicher Höflichkeit, mit Sentenzen; aber ihr Herz wurde warm, ihre Phantasie gerieth in Bewegung; Figuren, Ausrufungen, ein poetischer Styl fingen in dem Briefe an, da sie auf den Punkt kam, daß diese Verbindung sie zu seiner Schwester machen würde. Man sah ganz deutlich, diese Idee hatte das warme Herz geboren, und der Nahme Bruder verdunkelte den Nahmen Liebhaber.

Auch war es längst, wie sie noch beisammen waren, Emiliens Lieblingsvorstellung gewesen, seine Schwester seyn zu mögen

Jetzt hatte sie nun ein Mittel gefunden, diesen alten Wunsch in Erfüllung zu bringen. Es war gar nicht daran zu zweifeln, gar nicht.

O da zog die Hoffnung siegend in sein Herz. Und die Leidenschaft durchflammte sein ganzes Wesen, und er horchte nur auf die Sirenenstimme des Glücks. Er wollte fort, er wollte sich Emilien, dem Minister, der ganzen Welt, wenn sie es forderte, zu Füßen werfen. Aber, wie die Pferde vor dem Wagen standen, und sein Mantelsack gepackt wurde, denn bei meinem Vater waren die Pferde immer früher fertig, als der Reisende, — ganz umgekehrt war es bei Ehrenreich — da hinkte die Bedenklichkeit hinterher. Darf ich, darf ich jetzt? meinen Bruder von des Lebens schönster Höhe herabstürzen, und mich an seine Stelle setzen? Darf ich? Mit ein wenig Mäßigung wäre es zu machen gewesen; aber mein Vater überschnellte sich immer selbst. Er schrieb statt selbst zu gehen seinen Brief an Emi-

lien, und in dem Augenblicke schwor er auch, ewig ihrem Besitze zu entsagen.

Jedes große Opfer, das irgend einer Tugend gebracht wird, füllt die Seele fast mit eben so viel Glück, als das war, dem wir eben entsagten, und wäre die Phantasie nicht, die hinterher jedes entbehrte Glück im Preise steigert, so würden wir sogar gewinnen. So schloß mein Vater triumphirend seinen Brief, und schrieb obige Anmerkung ohne den Zusatz zu den Anmerkungen seines Ahnherrn. Er schrieb den zweiten Brief schon mit einer schwächern Hand; aber nun gab er alle Hoffnung auf, die der Teufel allemahl als irdischen Theil aus jeder großmüthigen Aufopfrung niederschlägt, um Zeit zu gewinnen. Es stand hell vor seiner Seele: ich muß sie retten aus den Armen des Elenden; aber ich muß so gut entsagen, wie er. Und so war er mit sich fertig. Er näherte sich nun Emiliens Zauberkreise, um bei der Hand zu seyn.

Da starb die Tante. Ihr Testament wurde eröffnet, und ihr Vermögen wurde

unter die beiden Brüder getheilt. Das war mehr als Ehrenreich ertragen konnte. Er schwor darauf, so verblendete den Rechtsgelehrten die Leidenschaft, Adelstan habe das Testament verfälscht. Man lächelte darüber. Aber er blieb dabei, er blieb im Ernst dabei. Denn wie hätte er sich sonst erklären können, daß seine Tante Adelstan, der sie nicht geachtet hatte, zum Erben ihres Vermögens machen konnte. Es ist wahr, Adelstan hatte das Testament verfälscht, aber mehr den Geist seiner Tante, als ihren letzten Willen. Das ging natürlich zu; aber Ehrenreich hätte es doch nicht begreifen können. Adelstans Mutter starb. Die Tante kam sogleich zu ihr, da die Krankheit gefährlich war, und troß ihren übrigen Eigenschaften, war die Tante eine so liebreiche Krankenwärterin, war so unermüdet, so stark, so ohne allen eigenen Willen gegen die Sterbende, so christlich muthig, daß alles in Schmerz zerfloß, daß die Sterbende ihren Mann, ihren Adelstan beschwor, lebenslang dankbar gegen diese Frau zu seyn. Die Tante war

darum nicht besser und schlechter, als du sie kennst, Buol. Ein Sterbebette war der Ort, wo alle ihre kleinlichen Fehler verschwanden, wo sie mit allen natürlichen Tugenden ihres Herzens und ihres Geschlechts wirksam war. Aber meinem Vater schien das nicht so. Er erfüllte das Gelübd seiner Mutter mit Begeisterung. Er betete seine Tante an.

Das war kein Sterbebette, und so dachte die Tante von ihm: der Spitzbube! Wie er jetzt nach einem Legat in meinem Testamente angelt! In einer solchen Stunde der freundschaftlichen Begeisterung von Adelstans Herzen sagte sie: im Grunde, Adelstan, wirst du einmahl mit deines Vaters Vermögen mehr haben, als du brauchst? Viel mehr, sagte Adelstan. Dein Bruder nicht so; denn dessen Plane gehen hoch und weit.

Hoch nicht; aber weit, liebste Tante. Indeß haben Sie Recht. Ich habe mehr als zu viel, und mir genug.

Ich glaube, wenn ich einem Menschen außer ihm nur eine Spielerei vermachte, er ließe mir im Grabe nicht Ruhe. Hier schwieg Adelstan.

Du schweigst, Adelstan? Das thut mir leid; denn ich habe doch nun einmahl die Verbindlichkeit übernommen, obwohl das Vermögen mein ist.

In der That, das haben Sie. Auch denk ich, wäre das längst abgemacht; habe ich nicht so gehört?

Es geht mir nahe, armer Schelm; aber es ist ganz und gar nicht zu ändern, und du mußt wissen, was du dich von mir zu versehen hast.

Dieses Vertrauen von Ihnen, theuerste Tante, ja gewiß, meine theuerste Tante, ist mir tausendmahl lieber, als wenn mein Nahme statt Ehrenreichs in Ihrem Testamente stände; daß Sie mir so frei sagen können: du bekommst nicht einen Heller, das ehrt, denk ich, uns beide.

Ja, aber du bekommst auch wirklich nichts, lieber närrischer Adelstan, wirst du mich nun nicht hassen? Sag?

O, rief er und sein Auge funkelte voll Liebe: sind Sie denn darum weniger meine geliebte Tante? O meine selige Mutter! Sehen Sie, liebste Tante, wenn ich wüßte, ich stände in Ihrem Testamente, so würde ich nicht so stolz auf diese Liebe seyn. O, liebste, ehrwürdige Tante, was ist alles Ihr Gold gegen Ihre Geduld, gegen Ihre Sanftmuth, gegen Ihre Güte gegen meine Mutter? Lassen Sie einen Fremden, einen Wildfremden erben, und an Ihrem Sarge, meine mütterliche Freundin, wird dennoch dieses Auge Thränenströme vergießen. Nein, Tante, lassen Sie mich eben so aufrichtig seyn, ich wünsche, nicht in Ihrem Testamente zu stehen.

Er soll aber hinein! sagte die Tante, wie er fort war. Aber hinterher kam das Mißtrauen. Sie prüfte Adelstan hundertmahl, und er blieb sich gleich. Sie prüfte

aus Neugierde, wahrhaftig nicht aus Mißtrauen, auf eben die Weise Ehrenreich, und der Erfolg machte sie tiefsinnig, dann argwöhnisch. Und je öfter sie die Proben wiederholte, desto mißtrauischer wurde sie. Ihr Testament theilte ihr Vermögen unter beide Brüder gleich.

Adelstan bestätigte den Verdacht seines Bruders; denn er beschenkte die Leute der Tante sehr reichlich, und sagte trocken, daß ihm das die Tante mündlich aufgetragen hätte. Dann sandte er große Summen an ein Paar arme Verwandte, die sie gehaßt hatte, im Nahmen der verstorbenen Tante. Und dann trat er an ihr Grab, und mit einem wehmüthigen Mitleiden, sagte er: habe ich dir nicht Wort gehalten, gute Tante. Du ehrtest meine Mutter im Tode. Ich habe dich geehrt. Der Himmel wird dir deine Schwachheiten vergeben, und wird von deiner Rechnung abziehen, was die niedrige Welt hineingebracht hat. Friede mit deiner Asche!

Ehrenreich erfuhr, was Adelstan gethan hatte. Mich bestiehlt er, rief er erblassend vor schmerzendem Grimm, um den Großmüthigen zu spielen! O rief er und sah rings umher; aber noch war der Zeitpunkt der Rache nicht gekommen. Noch nicht. Er verschloß sein finstres verzweifelndes Herz mit einem Lächeln.

Da starb der Vater. Ehrenreich hatte ihn nie geliebt; denn er hatte ihn nicht gekannt. Das war nicht seine Schuld. Aber daß der heilige Nahme, den der Greis trug, ihm so gleichgültig klang als jeder andre, daß dieser Nahme nie eine Fiber seines Herzens in Bewegung brachte, das war seine Schuld, und daß er bei dem Tode seines Vaters nichts dachte, als: nun bin ich allein mit ihm, mit diesem Teufel! Nun sind sie alle hin, die ich scheuen mußte. Nun ist die Zeit der Rache da! Das war scheuslich. Daß er am Sarge seines Vaters, an dem er mit seinem Bruder stand, dessen Schmerz er wie ein schlechter Schauspieler nachahmen

wollte, daß er während künstlicher Thränen, die doch die Seelen mit etwas Betrübniß erfüllen, mit einem Bilde von Schmerz, auf Plane der Rache sann, und mitten unter diesen heftigen Gefühlen der Rache die feinen Plane machte, seinen Bruder zu betriegen bei der Theilung, das macht ihn zu einem Helden in der Teufelei. Der Teufel selbst hätte es nicht weiter treiben können; denn Ehrenreich dachte an alle sieben Kardinalsünden zu gleicher Zeit.

Adelstan erklärte, daß er das Gut behalten müsse, und nun legte Ehrenreich auf das Gut einen so hohen Werth, und bot seinem Bruder für den Besitz desselben einen so hohen Preis, daß alle das Gesindel von Notarien, Advokaten, die Ehrenreich mitgebracht hatte, beide Brüder für Narren erklärte. Allein Adelstan war doch der närrischste; denn er bekam das Gut, das Grabgewölbe seiner Eltern, warum es ihm zu thun war, den Sessel seines Großvaters, die Papiere seines Ahnherrn, die ganze

Dienerschaft seiner Eltern, die Ehrenreich hätte wegjagen müssen, und Ehrenreich bekam Gold, und beklagte sich bitter gegen sich selbst über seinen Bruder, daß er ihn um das betrogen hätte, was er noch mehr für das Gut hätte bekommen können, wenn sein Bruder ihm ehrlich gestanden hätte, daß ihm das Gut um nichts feil wäre.

Wie alles abgemacht war, ließ Ehrenreich anspannen. Die beiden Brüder traten nachdenkend vor einander hin. Leb wohl! sagten sie beide, Ehrenreich bot die Hand, Adelstan zögerte; dann aber legte er seine hinein, drückte seines Bruders Hand, und nun fiel er ungestüm an seine Brust, weinte laut, laut, riß sich los, und warf sich in seines Großvaters Sessel, und rief: o Gott! Gott! mußte denn ich gerade sein Bruder seyn.

Ehrenreich überschlug sein Kapital, rechnend und fluchend stieg er in den Wagen, und sagte: das alles, und noch mehr, ja mein Leben setze ich an die Rache!

Aber ich will ihn noch lieben, sagte Adelstan: und könnte ihn das mit dem Himmel versöhnen, mit der Tugend, mit der Menschlichkeit, o so wollte ich ihm den Sessel, die Papiere, das Gut, alles geben. Alles! Und Emilien dazu! Und ich wollte für ihn sterben.

Der Versucher.

Ehrenreich kam in der Residenz an um hunderttausend Thaler reicher, und das erste war, daß er seinen Leuten den Lohn verkleinerte, und Anstalten traf, mit jüdischen und christlichen Juden zusammentrat, um seine Kapitalien im höhern Zinsfuß unterzubringen. Seine Livreen wurden reicher, sein Haus wurde prächtiger, seine Tafel verschwenderischer. Er hatte die schönste Equipage. Sein Haus wurde der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler. In seinem Hause war der Geschmack, wohnte das Vergnügen, gleich weit von Steifheit und Wildheit entfernt. Er gab Konzerte, ohne die Musik zu lieben, beschützte die Gelehrten, und hielt alle Gelehrsamkeit für Pedanterie. Aber ganz in der Stille wucherte

er, handelte unter fremdem Nahmen, mit Holz, Korn, Gärten, Häusern, streckte jungen Wüstlingen Kapitale auf Wechsel vor. Er gebrauchte sein Geld zu zwölf Prozent. Die ganze Residenz erscholl von seinem Lobe. Der Minister sogar machte Emilien Vorwürfe, über ihren Eigensinn. Denn noch nie hatte er einen Mann gefunden, der, wie Ehrenreich, so leicht arbeitete, so thätig war, so geschmeidig, und unter der Last der Arbeit doch nicht mürrisch wurde, und sich, was der Minister, wie keiner, am wenigsten leiden konnte, nicht für nothwendig hielt.

Ehrenreich machte noch ein Paar Versuche, Emiliens Hand zu gewinnen, wobei ihn der Minister sehr kräftig unterstützte, jetzt seines eigenen Vortheils wegen; denn so wenig nothwendig sich Ehrenreich machte, so sehr war er es dem Minister geworden. Aber Emilie blieb gleich kalt und ernst gegen den Liebling ihres Vaters. Ehrenreich mußte noch einmahl seine Hoffnungen aufge-

ben. Er haßte Emilien fast so sehr als seinen Bruder.

Einen Morgen ließ sich ein Fremder bei Ehrenreich melden. Es trat ein Mann ins Zimmer, in einen Ueberrock gehüllt, eine edle Gestalt, das Gesicht braun von der Sonne gefärbt, mit einem furchtlosen Blick, und einem Anstande, der Ehrfurcht gebot. Ehrenreich fragte höflich, was er bringe. Nicht viel, antwortete der Fremde: mich selbst! Mein Nahme ist Thorberg. Ich bin der Bruder Ihres Vaters. Ehrenreich sah ihn an, er erkannte die Züge seines Vaters. Er fiel mit Entzücken in seine Arme. O mein theuerster Oheim, rief er: welch ein Glück! O wie unbeschreiblich glücklich macht mich diese Stunde! Er drückte ihn an seine Brust mit einer Begeisterung, die den Fremden erwärmte. Er zog den Neffen an seine Brust. Sehen Sie, hob er an, Ehrenreich fiel ihm ins Wort. O mein Vater, denn das sind Sie jetzt, das müssen Sie mir seyn; nennen Sie mich du, nennen Sie mich Sohn! Sohn dann! Sohn und von

Herzem! mein Sohn! mein Sohn! Hier rollten Thränen aus Augen, die nicht oft Thränen vergossen hatten.

Was macht, fragte Ehrenreich, und unterbrach sich selbst: wo ist sie? Denn Sie haben sie doch mitgebracht; wo ist meines Oheims Tochter, meine Kousine?

Der Alte sah ihn an. Dann sagte er mit einem lang gezogenen Seufzer: todt!

Todt! rief Ehrenreich, und schlug den Blick finster zu Boden. Todt! todt! wiederholte er mit brechender Stimme, ergriff des alten Mannes Hand mit zitternder, bebender Hand. Todt! sagte er noch einmahl, und lehnte wie erstarrend das Haupt an des Alten erweichtes Herz. Der Alte hob den Blick mit Wehmuth und Freude gen Himmel. Aber theurer Oheim, fuhr Ehrenreich fort: es ist etwas Geheimnißvolles in Ihrem Erscheinen. Warum kommen Sie denn nicht in Uniform?

Da sagte der Alte: ich dachte, Ehrenreich, Wunder, wie geheim alles seyn sollte.

Ich sehe wohl, du weißt ja alles. Wie habt Ihrs denn erfahren?

O theuerster Oheim. Es war meine erste Frage immer, wenn ich meinem Vater schrieb, nach Ihnen. Nach dem Onkle Adelstan.

Aha! Das ist ein anders. Adelstan? ja, das ist mein Bruder. Ich bin Oheim Ehrenreich, dein Pathe, mein Sohn. Hier sah Ehrenreich der Neffe ein wenig einfältig aus, denn er hatte sich geirrt. Oheim Adelstan war in Holländischen Diensten Obrister geworden. Er war in Ostindien gewesen, und man sagte: er sey im Dienst sehr reich geworden. Er hatte nur eine Tochter, und ein Reisender, der ihn kannte, und der meinen Großvater besuchte, hatte erzählt von seinen Umständen, so viel er wußte; denn Briefe schrieb der Obrist, der den Degen geführt hatte, nur im äußersten Nothfalle. So hatte der Reisende erzählt, daß er in Amsterdam als ein reicher Mann lebe, daß seine einzige Tochter sehr schwach sey, und keine Hoffnung gebe, lange

zu leben. Armer Bruder! rief hier mein Großvater mitleidig, und mein Vater seufzte.

Mein Oheim, sieh, da muß ich den Schurken doch Oheim nennen, was ich vermieden habe, so gut ich konnte; aber nun häufen sich die Nahmen Adelstan und Ehrenreich, die in meiner Familie eisern sind, so, daß ich zuweilen gezwungen bin, mich zu erinnern, daß der Spitzbube mein Oheim ist. Mein Oheim berechnete sogleich, was reich seyn in Holland wohl in Zahlen heißen könne, und tröstete sich mit dem Gedanken: wir alle sind sterblich, warum nicht auch die Kousine?

Kurz, das war sein Irrthum. Ehrenreich glaubte den Holländischen reichen Oheim in den Armen zu haben, und die Nachricht des Todes seiner Kousine überraschte ihn so angenehm, daß er den Schmerz recht natürlich machen konnte. Ihm fiel nun sogleich sein Bruder ein, der wieder mit ihm theilen sollte. Er hätte zwei Zungen haben mögen, um auf einmahl rufen

zu können: o Glück! o Schmerz! Aber das alles war ein Irrthum; denn nun konnte die Holländerin noch leben, und er hatte in seinen Armen einen Oheim, von dem es sehr die Frage war: ob es sich der Mühe verlohnte, in solchen Strom von Entzückungen über seine Ankunft gerathen zu seyn. Denn von dem Oheim Ehrenreich hatte Niemand etwas wieder gehört, als einige dunkle Gerüchte, daß es ihm übel gegangen sey.

Ehrenreich sah also ein wenig einfältig aus. Indeß, obgleich der Rock, den der Oheim trug, das dunkle Gerücht von seinem Unglück bestätigte, so durfte doch der Neffe nicht sogleich aus einer Empfindung in die andre springen. Er verbarg also das einfältige Gesicht, das einer Niete ähnlich sah, in einen neuen Anfall von Entzücken an des Oheims Brust, und erkundigte sich nach seinen Umständen, nach seinen Begebenheiten.

Ja, siehst du, sagte der Oheim, und sah auf die Möbles umher: meine Umstände mögen leicht nicht so gut seyn als deine. Ja,

ich könnte wohl sagen, ich wäre ein armer Mann, wenn ich nicht einen Neffen hätte wie dich, der seine Verwandten so liebt. Da sah der Neffe noch einfältiger aus. Ein tiefer Seufzer, der ihm entfuhr, den konnte er sogleich als Mitleiden mit seines Oheims Unglück gebrauchen, ob er gleich für sein eignes Unglück geholt war. Die Welt ist voll von Unglück, lieber Oheim, sagte er mit einer frommen Stimme: von Unglück, das sich gleich so ankündigt, wie das Ihrige, und von Unglück, das man leicht für Glück halten könnte, so lachend sieht es aus.

Wie denn so, mein Sohn? fragte der Oheim neugierig, und legte seine beiden Hände auf die Knie, um recht bequem zuzuhören.

Ich heiße zum Exempel ein wohlhabender Mann, lieber Oheim. Hier nickte der Oheim dreimahl bejahend. Ich bin der Freund des Ministers. Man bedenkt aber nicht, daß mich das zu einem Aufwand zwingt, den die Gnade des Ministers nicht ersetzt. Ich bin ein Thorberg, Oheim, und

Sie wissen, die Thorbergs sind nun einmahl so, immer eine offne Hand und Herz zu haben —

Ja, ja! obgleich dein Eingang klang, mein Sohn, als wolltest du eben deine Hand zumachen, und dein Herz dazu. Das bedaure ich, daß du nicht reich bist; denn ich hatte auf dich gerechnet.

O mein Oheim, mein theurer Oheim, rechnen Sie auf mich! Rechnen Sie ja auf mich! Der Bruder meines Vaters — Er verbarg seine steigende Verlegenheit in eine neue Umarmung. Aber fuhr er dann fort: machen Sie mich bekannt mit dem Umfange Ihres Unglücks.

Das ist leicht geschehen. Ich komme zu dir, Ehrenreich, und habe gar nichts, als eine Frau und drei Söhne. Meine Tochter ist todt. Das ist mein ganzer Reichthum.

Hier sprang Ehrenreich auf, und fast hätte er gerufen: peste! oder einen andern französischen Fluch; aber er besann sich. Er setzte sich wieder. Das ist hart! sagte er:

sehr hart! Eine Frau und drei Söhne, und nichts, gar nichts. Das ist sehr hart. O ich weiß das, lieber Oheim! Die Tante meiner Mutter hinterließ mir ihr Vermögen —

Das war eine reiche Frau, Ehrenreich.

Das war sie, lieber Oheim. Und in der That, ich rechnete, Ihnen die Wahrheit zu sagen, ein wenig auf ihr Vermögen. Mein Vater, Sie kennen die Thorberge — hatte für jeden Unglücklichen —

O wenn er noch lebte, wenn er noch lebte, wie würde er mich aufnehmen! Aber erzähle doch weiter! Wie wars? Nun?

Mein Vater war noch immer ein wohlhabender Mann, obgleich unsere Erziehung viel gekostet hatte. Genug, ich rechnete auf die Tante, und — ich erbte nur die Hälfte, und da fanden sich am Ende einige arme Verwandte von ihr, die sie gehaßt hatte. Ich wurde gerührt, ich gab — ich gab so lange, bis die Erbschaft dahin war.

Das thatest du? das? Da seh ich den Thorberg, bei meiner Seele! da ist er doch zuletzt. Fast hätte ich etwas Unrechtes geglaubt. Nun weiter! weiter! Gott Lob!

Mein Vater starb — hier wischte sich der Alte die Augen — ich hatte ein Amt, mein Bruder, ein wenig zu jovialisch, zu wild für jedes Amt, hatte nichts als die Erbschaft. Ich ließ ihm die Güter, nahm vorlieb, Verdienst oder nicht, das soll unter Brüdern nie berechnet werden. Genug, ich war zufrieden.

Komm an meine Brust, Herzensjunge! rief der Oheim, und er drückte den Neffen so kräftig an sein Herz, und sein Auge funkelte wieder in Thränen.

Ungerührt fuhr Ehrenreich fort: mein Gehalt und ein kleines Kapital sind das Einzige, wovon ich lebe, kaum zureichend für den Aufwand, den meine Stelle fordert.

Der Teufel, du rührst mich ordentlich. Aber ich liebe es, wenn man heraussagt: ich kann nicht! Soll die Lytannei so viel heißen: geht ein Haus weiter, Oheim?

Behüte mich Gott! Es soll so viel heißen, liebster Oheim, ich weiß, Sie können entbehren, Sie fordern keinen Luxus, keinen Ueberfluß. .

Ei behüte. Auch fordre ich überall gar nichts eigentlich. Ich habe zu fordern, zwar nicht viel, aber doch etwas. Sieh vorerst nur möchte ich mit meiner Familie ein Unterkommen finden. Dein Haus ist groß, geräumig, viel zu prächtig für uns zwar; aber doch, sieh, vorerst nähmst du uns auf, Ehrenreich. Ein Paar Stübchen sind hinlänglich; wir essen an deinem Tische, Hausmannskost; du sorgst dafür, daß wir uns können sehen lassen; die lange Reise hat uns abgerissen. Er knöpfte den Oberrock auf; Ehrenreich erröthete.

Hier, lieber Oheim? Ich weiß einen bessern Aufenthalt für Sie, für Ihr Alter; als die Residenz, wo jede Minute Sie an Dinge erinnern muß, deren Verlust Sie schmerzen muß, das Land. Mein Bruder, der Aufenthalt an dem Orte, wo Sie ge-

boren wurden; wird Sie trösten, mein Bruder Adelstan —

Zu dem Wildfang willst du mich weisen; aber — ich muß dir sagen, ich war dort. Ich nannte meinen Nahmen, war er zu Hause oder nicht. Kurz, man wies mich ab: Adelstan wäre auf einer langen Reise begriffen. Du siehst, du wirst nun wohl deines Vaters Bruder aufnehmen müssen.

Hier faltete sich die Stirn des Neffen sehr kraus. Aber der Oheim in Holland, liebster Freund, Ihr Bruder, der sie so sehr liebte —

Ja, sieh, dieser Bruder, es geht mir nahe, daß ich dir diese Trauerpost geben muß; da mein Bruder, an den ich schrieb, hörte, ich wäre arm, da, so reich er ist, da sagte er, nein! Du wirst mich also wohl aufnehmen müssen; denn du bist der Letzte, an den ich mich wenden kann.

Ja, lieber Oheim, ehe ich mich auf etwas einlasse, muß ich den Umfang Ihrer Forderungen wissen. Wir müssen aufrichtig seyn.

Das kannst du in vier und zwanzig Stunden sehen, was ich bedarf. Laß mir ein Zimmer anweisen, und gib mir Geld, damit ich meine Familie kann nachkommen lassen.

Sie sind mir willkommen zu allem, was ich habe, sagte Ehrenreich mit veränderten Tone. Aber ich bin in der That nicht eingerichtet, eine ganze Familie aufzunehmen.

Du wirst doch nicht verlangen, daß ich meine Familie soll verhungern lassen? Höre mein Sohn, dein Ton gefällt mir nicht. Ich sage dir als Oheim, er gefällt mir nicht.

Da lächelte Ehrenreich. Ich kann nicht sagen, daß mir Ihr Ton Lust machte, mit Ihnen zusammen zu leben. Er paßt wenigstens nicht zu Ihrer Lage.

Er paßt zu dem Bettler nicht, willst du sagen? Aber sprich, paßt dein Ton für deines Vaters Bruder, den du vor fünf Minuten Vater nanntest? Thu etwas!

Hier faßte Ehrenreich in ein Schubfach, und gab seinem Oheim zwanzig unwichtige Louisd'ore.

Das ist alles, alles, fragte der Oheim das Geld ansehend: was du thun kannst? Ehrenreich schwieg. Hast du nicht wenigstens wichtiger Gold? Mit einem ungeduldigen Achselzucken zog Ehrenreich ein andres Schubfach auf und gab ihm eben so viel wichtige Goldstücke, und nahm die beschnittenen zurück; alles ohne ein Wort zu sagen.

Aber ist das ausgegeben, fragte der Alte: und wie lange kann das dauern für eine Familie, die alles gebraucht, um hier erscheinen zu können? Kleider und —

Hier will ich, muß ich die Erscheinung Ihrer Familie verbitten. Mehr steht vorerst in meinem Vermögen nicht, lieber Oheim.

Du wirst dich besinnen, sagte der Oheim stolz, und ging; sein Neffe begleitete ihn die Treppe hinab; aber ohne ein Wort zu sagen. Er bückte sich unten an der Treppe und ging zurück.

Nach acht Tagen erhielt der Neffe von dem Oheim einen Brief, worin er ihm ankündigte, seine Familie sey im Stande, ihm aufzuwarten, wenn er ihm das nöthige Reisegeld senden wollte. Ehrenreich legte zehn Louisd'or in den Brief. Schreiben konnte er derber, als reden; denn des alten Mannes Figur forderte Ehrfurcht. Er schrieb ihm: das sey das Letzte, was er von ihm fordern möchte. Er erklärte ihm kurz ab, daß er seine Familie nicht sprechen könnte.

Der Oheim kam, wurde abgewiesen; er kam wieder, und wurde wieder abgewiesen. Aber dann paßte der Oheim dem Neffen beim Ausgehen auf. Er hielt ihn an, er fing an laut zu reden. Ehrenreich nahm ihn mit sich in ein Vorzimmer. Hier erklärte er ihm unumwunden, er hoffte, er müßte ihn bitten, ihn nicht weiter zu belästigen. Der Oheim stellte ihm sein Elend mit großer Rührung vor, und der Neffe sagte, er sey nicht verbunden, um eines Verschwenders willen sich selbst zu einem Bettler zu machen.

Weißt du denn, ob ich ein Verschwender bin, ob diese Armuth meine Schuld oder ein Unglück ist? Der Neffe öffnete die Thüre, sah an die Uhr, und sagte: ich habe Geschäfte!

Da ging der Oheim. Der Neffe bückte sich an der Hausthüre sehr tief, der Oheim ebenfalls. Der Eine ging rechts, der Andre links.

A d e l ſt a n.

Da trat der Oheim auf Adelſtans Gut. Ein Reiſewagen beſpannt ſtand vor der Thüre. Der Herr von Thorberg zu Hauſe? Eben will er verreiſen. So ſtöre ich wohl. Ich kann wieder kommen. Der Bediente ſah den Oheim an. Die Reiſe dauert lang, ſagte der Bediente: und wenn Sie etwas zu ſuchen haben, ſo — der weiſt Niemanden ab. Er führte den Alten hinein. Adelſtan legte die Reiſemütze auf den Tiſch, und trat dem Alten freundlich näher. Kaum hörte er den Nahmen Thorberg, da lag Adelſtan an ſeinem Halſe und weinte. Ich bin ein Bettler! ſagte der Oheim. Gott Lob dann, daß ich reich bin! rief Adelſtan. Ich habe eine Familie, eine Frau, drei Söhne.

Wo ſind Sie? rief Adelſtan, und ſtürzte glühend vor Freude an die Thüre. Sie ſind

nicht bei mir. Ich wollte erst versuchen, ob ich auch Hülfe bei dir fände.

O Oheim, Oheim, können Sie zweifeln, Sie, an Ihres Bruders Sohne, an Ihres Vaters Enkel, an einem Thorberg? Ein Bedienter kam. Es wird aus der Reise nichts. Laßt abspannen.

Sie sind ermüdet, lieber Oheim. Wollen Sie sich nicht umkleiden? Er führte ihn auf die besten Zimmer seines Hauses. Dieses sind von jetzt an Ihre Zimmer, mein Vater. Sie sind hier Herr. Er brachte ihm Kleider seines Vaters, die seinem Oheim paßten. Die Bedienten erhielten Befehle, und eine freundliche Ehrfurcht bediente den Alten. Er erzählte Adelstan seine Unglücksfälle. Sie sind vorüber, sagte Adelstan. Hier sollen Sie Ruhe, Glück und Zufriedenheit wieder finden.

Am Abend verschwand Adelstan. Am andern Morgen war er nicht da. Der Bediente sagte dem Oheim, er sey ausgeritten. Der Alte schüttelte den Kopf. Aber gegen

Mittag rollte ein Wagen auf den Hof. Des Oheims Frau und seine drei Söhne stiegen mit Adelstan aus dem Wagen, alle schon gekleidet, die Söhne in Adelstans Kleidern; die Mutter in den besten Kleidern der Predigerin des Gutes. Adelstan führte seine Tante mit vieler Ehrfurcht hinauf, zu seinem Oheim ins Zimmer. Hier bringe ich Ihnen Ihre Familie.

Eine Jungfer war sogleich da zur Bedienung der Frau von Thorberg. Wie Teufel, sagte Thorberg heiter: wie fängst du es an, alles sogleich bei der Hand zu haben?

Schon eine Stunde nach Ihrer Ankunft gingen einige Spann Pferde zum Unterlegen ab. Die Größe meiner Kousins sagten Sie mir. Meine Kleider mußten passen. Am Abend fuhr ich ab. Um sechs heute überraschte ich meine theure Tante und meine Brüder. Es ging sogleich fort. Da haben Sie das ganze Wunder.

Adelstan war so geschäftig, als ob sein Fürst bei ihm eingekehrt wäre, und nach

zwei Tagen ging alles einen ruhigen Gang. Thorberg sah, daß er Herr hier im Hause war, vollkommen Herr. Adelstan und seine jungen Vettern, drei fröhliche Bursche von zwei und zwanzig bis achtzehn Jahr, fanden sich unendlich glücklich. Sie jagten, sie ritten, sie machten Musik, und Adelstan war nur ihr ältester Bruder. So lebten sie einen Monath, und Adelstan war der Glücklichste von Allen.

Ich wollte, es käme nicht aus, sagte der Alte, daß ich hier bin. Warum? fragte Adelstan. Das will ich dir bald sagen, antwortete der Oheim.

Er redete mit Adelstan von dem Fortkommen seiner Söhne. Adelstan that Vorschläge. Hm! gut! aber das wird Geld kosten.

Was kostet kein Geld? sagte Adelstan lächelnd. Man machte einen Plan. Adelstan wollte über die Ausführung her. Thorberg bat um Aufschub. Ich habe noch eine kleine Reise zu machen, und dann Adelstan, dann werden wir sehen. Braver, braver

Thorberg! rief er: du bist meines Bruders Sohn! rief der Alte hundertmahl im Tage.

Der Alte, von einem seiner Söhne begleitet, machte eine Reise, die einige Tage dauerte, dann kamen sie wieder zurück.

Nach ein Paar Wochen bat der alte Thorberg seinen Neffen, ihn in die Residenz zu begleiten. Es ist eine Posse, mein Sohn, sagte er: aber die Posse liegt mir am Herzen. Begleite mich, lieber Junge. Man machte Anstalt. Man fuhr ab, und am Abend kamen sie in der Residenz an. Ein Mensch zu Pferde empfing sie am Thore, und sagte dem Kutscher, er möchte ihm folgen. Fahre Er nur dem Reiter nach, rief Thorberg, der bringt uns hin wohin wir wollen.

Sie fuhren in ein hellerleuchtetes Hotel ein. Man führte sie auf einen Saal. Adelstan blieb allein; und nun erschien Thorberg wieder in der Russischen Uniform. Er war Oberst; seine drei Söhne, die sich in seine Neffen verwandelt hatten, waren alle drei

Russische Officiere, die ihren Oheim nach Deutschland begleiteten, um dort und in Frankreich sich auszubilden. Adelstan erstaunte über diese Verwandlung. Aber warum? warum das? war seine ewige Frage.

Was frägst du doch? das wird sich finden. Ich bin kein Bettler. Das ist es alles. Am andern Morgen fuhr der Obrist zu dem Russischen Gesandten, und wurde dem Fürsten vorgestellt, an den die Kaiserin dem Obristen einen Auftrag gegeben hatte. Am Abend war Spiel am Hofe. Der Obrist wurde geladen, und er trat mit seiner Gemahlin und seinen drei Neffen in den Saal. Ehrenreich stand schon da. Er sah; das Gesicht des Obristen war ihm bekannt; aber er konnte es nirgend hinbringen. Die Obristin war mit einem sehr reichen Schmuck geputzt. Ihr Oheim; ja, der Obrist Thorberg, sagte der aufwartende Kammerjunker. Da erkannte ihn Ehrenreich. Obrist? fragte er verlegen. Mein Gott, kennen Sie denn Ihren reichen Oheim nicht? Sie sind ja wahrscheinlich sein Erbe.

Erbe? da er drei Söhne hat! Söhne? wie seltsam? Hat er Sie denn nicht besucht? Das sind seine Neffen, die reichen Grafen Cecyny.

Der Monarch empfing den Obristen sehr gnädig. Sie wissen vielleicht nicht, Herr Obrist, sagte er ihn dahin führend, wo Ehrenreich eingewurzelt stand: daß ich einen Thorberg in meinem Dienst habe: Ihren Neffen denk ich. Hier Thorberg, präsentire ich Ihnen Ihren Oheim. Kennen Sie ihn nicht, Herr Obrist?

Lächelnd sagte der Obrist: o wir, wir kennen uns sehr genau, sehr genau. Ich habe noch einen Neffen, den Bruder dieses, fuhr der Obrist fort zu dem Fürsten. Ich habe keine Kinder, und denk ich an den, so habe ich einen sehr edlen Sohn.

Hier näherte sich Ehrenreich mit einer tiefen Verbeugung seinem Oheim. Der Oheim verbeugte sich freundlich wieder, und eben so tief. Wir kennen uns, Herr von Thorberg, sagte der Alte lustig: wir kennen

uns. Wenn eine Unbesonnenheit von mir, fing Ehrenreich an.

Wahrhaftig nicht, sagte der Alte: wahrhaftig nicht. Ein jeder Mensch hat so seine Weise. Ich habe die meinige auch. Du hast ein Stückchen davon gesehen. Wir wollen mit einander aufrechnen, Vetterchen. Das alles sagte der Alte so lustig, so heiter, so freundlich sogar, daß Ehrenreich gern wieder gehofft hätte, wenn die Beleidigung nicht gar zu schreiend gewesen wäre. Er präsentirte sich seiner Tante, die ihn sehr artig empfing. Am andern Morgen machte er dem Obristen einen Besuch. Er sah an Allem, an der Menge der Bedienten, an dem Aufputz der Zimmer, daß sein Oheim ein sehr reicher Mann war. Er verwünschte seine Eilfertigkeit, da er ja den Oheim und seine Einfälle gekannt hatte. Aber wie erstaunte er, da Adelstan ins Zimmer trat, und der Obrist ihn an seine Brust zog. Der Obrist sah sein Erstaunen, aber er sagte nichts. Endlich nahm Ehrenreich das

Wort, und fing an eine Entschuldigung herzustammlen.

Da aber trat der Obrist mit dem Anstand eines Königs und mit dem Ernst eines Richters vor ihn hin. Daß du mich für einen Bettler hieltest, das war nichts. Daß du mich aus dem Hause warfst, du deines Vaters Bruder, das konntest du. Ich lasse jedem seine Manier! Daß du aber denkst, mich zu überreden, es sey aus Liebe, aus Ehrfurcht geschehen, das ist eine Beleidigung, die Fuchtel verdiente, hier zog er den Säbel halb aus der Scheide, wenn ich mich noch als deinen Oheim betrachtete. So aber, hier warf er den Säbel wieder in die Scheide, und wendete sich verachtend von ihm: so aber ist es gut.

Was ist denn? fragte Adelstan. Nichts, guter Junge, nichts, Adelstan! Der Bursche da, wie ich als Bettler zu ihm kam, gab mir Gold, um geschwinde seine Sache mit mir abzumachen, und Gold, womit kein rechtschaffener Jude mich abgefunden hätte, hätte ich zu einem der zwölf Stämme nur

gehört; du, lieber Junge, gabst mir, wie ich zu dir kam, gabst mir dein Herz, deine Liebe, und nicht leichte, beschnittene Waare, vollwichtig, alles, deutsch und ehrlich.

Ehrenreich stammlete noch ein Paar Worte. Wir kennen uns! rief der Oheim. Ich will lieber, tausendmahl lieber wieder zwischen den Klippen des Kaukasus den wilden Tscherkassen gegenüberstehen, als deinem glatten, weißen, freundlichen Gesichte voll geheuchelter Ehrfurcht und Liebe. Ich betrat mit klopfendem Herzen die Heimath wieder, und — Doch was gehts mich denn an? — Du hast es mit Gott, an den du nicht glaubst, denn Gold ist dein Gott! mit deinem Gewissen, das du nicht fühlst, und mit deiner Todesstunde, die dir wills Gott, Gott und Gewissen mitbringen wird, abzumachen. Uebrigens bin ich dein gehorsamer Diener!

Ehrenreich ging, erbittert, voll Wuth, seinen Unstern verwünschend, aber nicht beschämt, und nicht ohne Hoffnung; denn sei-

ne Tante hatte ihn wenigstens sehr freundlich aufgenommen. Er bat den Minister, dem er seine Begebenheit mit dem Oheim in einem komischen Lichte erzählte, seinen Oheim wieder mit ihm zu versöhnen. Der Minister, der noch immer nicht die Idee aufgegeben hatte, seiner Tochter Hand Ehrenreichen zu geben, übernahm es lachend. Man bat den Obristen. Man schmeichelte ihm. Der Minister sagte ihm, daß Ehrenreich tausend gute Eigenschaften hätte, die wohl einen Fehler der unbesonnenen Eitelkeit der Jugend gut machen müßten. In der That, eben in dem Augenblicke, Herr Obrist, da er Sie mißhandelte, bat er mich, für die drei Grafen, die er für Ihre Söhne hielt, mich zu interessiren.

So? das that er? In der That? wenn ich das wüßte. Wozu bestimmte er sie denn? hatte er einen Plan?

Selbst für Sie, Herr Obrist. Er redete von Ihren Forstkenntnissen, er bat mich, Sie beim Forstwesen unterzubringen.

Der Teufel! sagte der Obrist: so hätte ich ihm doch am Ende Unrecht gethan. Und meine Söhne? wohin die?

Nach den Umständen, meinte er, unter das Militair. Hier brach der Obrist ab. Er nahm Ehrenreichen, hinter dessen Stuhl er stand, allein in ein Fenster. Hm, sagte er: also hast du dennoch die Idee gehabt, mich zu unterstützen? sagt der Minister. Wie Teufel kamst du für mich auf einen Accisedienst, da du wußtest, ich war Soldat gewesen. Ehrenreich wollte alle bestimmten Antworten umgehen. Aber sein Oheim hatte auf dem Kaukasus gelernt, die Augen überall zu haben. Accisedienst? ich glaube, du wolltest einen Narren aus mir machen, Neffe? rief er halb zornig.

Was war zu machen, liebster Oheim. Schnelle Hülfe war nöthig. Die Stelle, die ich dem Minister vorschlug, war gerade offen; die ganze Arbeit war, Ihren Nahmen zu unterschreiben. Aber meine Söhne, fuhr der Alte doch mit einem sanftern Tone

fort: die Söhne eines Soldaten, und eines Bettlers dazu, in die Hofkarriere bringen zu wollen. Das, Bursche, scheint eine aus der Luft gegriffene Verabredung mit dem Minister.

Liebster Oheim, ganz und gar nicht. Sie waren untergebracht. Für ihre erste Aussteuer war ich entschlossen, etwas zu thun, und was erst am Hofe einen Fuß hat, das steht fest. In der That, so seltsam es klingen mag, so wars dennoch meine Idee, und der Minister billigte sie.

Sieh einmahl, Vetterchen. Eine Lehre will ich dir geben. Wenn man den Feind umgehen will, so muß alles bis auf die größten Kleinigkeiten verabredet seyn. Wir kennen uns, Vetterchen. Sag dem Minister, ein alter Soldat sey schwerer zu fangen, als ein alter Hofmann.

Hier ging der Obrist fort, und am andern Morgen war er aufgebrochen; die Grafen, seine Neffen, gingen nach Wien, und er mit seiner Frau kehrte nach dem Gute Adelstans zurück.

Adelstan sagte zu alle diesem nicht ein Wort, weder im Bösen noch im Guten. Er vermied das Gespräch über seinen Bruder ganz und gar, und wenn ihn der Obrist darüber zu Rede setzte, so sagte er nichts als: ich habe beschlossen, von meinem Bruder zu schweigen, so lange es nicht nöthig ist zu reden.

Ehrenreich wehrt sich seiner Haut.

Ehrenreichs Bösartigkeit und Haß hatte sich nur bis jetzt in Verwünschungen, in Träume von Rache, in Wünsche, in Phantasien aufgelöst. Denn der Bösewicht ist feigherzig, und dem klugen Spitzbuben ist Rache nur Nothwehr. Auch war ja mein Vater der angreifende Theil. Denn Ehrenreich schlug die Arme unter, blieb vor einer Büste des Sokrates nachdenkend stehen, und nahm die Sache in Ueberlegung. Mir gehörte das Vermögen der Tante! hob er kalt an. Er betrog mich um die Hälfte. Emilie liebte mich, und er — o Himmel! kann das ein Bruder? — er verläumdete so lange, bis er mich stürzte. Des Oheims Vermögen, das von Gottes wegen mir zur Hälfte gehört, wer kann das leugnen? das raubt er mir mit seinen falschen Liebkosungen. Und

kann er sagen, kann er? ich hätte ihm nur etwas, es sey was es wolle, geraubt? kann er, so trete er auf! O hier wäre die Geduld dieses Philosophen, er zeigte auf den Kopf des Sokrates, gerissen! Daß ich etwas gelte hier, und er nichts, das ist der Lohn meiner Verdienste; daß ich vielleicht eben so reich bin, wie er, wenn er auch den alten Tollkopf täuscht, ist meine Klugheit. Hier lächelte er selbstgefällig, und unter diesem Lächeln verschwand die scharfe Empfindung, welche die Hand mit Waffen, und das Herz mit Mordlust füllt. Die Eitelkeit Ehrenreichs war die Schutzwehr meines Vaters. Das Geschick riß sie weg.

Emiliens Mutter, sorgend für das Herz der geliebten Tochter, das in einer stillen, verschwiegenen Sehnsucht sich verzehrte, errieth endlich das Geheimniß der Tochter, die geheime Neigung ihres Herzens für Adelstan. Sie erschrack, und doch sah sie eigentlich kein Hinderniß dieser Verbindung, als ihren Mann, der den freimüthigen Menschen nicht gut leiden konnte. Er trieb noch

immer die Verbindung mit Ehrenreich, aber nur bei seiner Gemahlin.

Emilie hat eine entschiedene Abneigung gegen ihn, sagte die Mutter, zum tausendsten Mahle. Sie würde vor Gram sterben. Das sind Possen! antwortete der Minister auch zum tausendsten Mahle. Aber er wagte es doch nicht auf die Gefahr hin, seine Tochter zu zwingen. Aber was will sie denn? was sucht sie denn? fragte er heftig.

Die Mutter sagte lächelnd: mich dünkt, Emilie hatte einmahl eine Art von Neigung gegen den Bruder; und wenn nicht der kleine Zwiespalt mit Ihnen —

Da eröffnete sich auf einmahl den Blicken des Ministers eine schöne Aussicht, die den geheimsten Plan seines Ehrgeitzes auf einmahl förderte. Er lächelte. Der Zwiespalt, sagte er ruhig: war so groß nicht, und jetzt — er ging nachdenkend im Saale umher, blieb von Zeit zu Zeit vor seiner Gemahlin stehen, sah sie immer heller an, nickte vergnügt mit dem Kopfe, rieb die

Stirn, und sagte endlich: ja, das paßt wundersam.

Sein Fürst war ohne männliche Erben. Das Land fiel, nach einem alten Familienvertrage, dessen Urkunden aber in den Händen des Fürsten und noch nicht ganz rechtskräftig waren, an ein benachbartes Fürstenhaus.

Man hatte oft von hier den Versuch gemacht, sich auf einen freundschaftlichen Fuß mit dem erbenlosen Fürsten zu setzen, um noch bei seinem Leben durch ihn alle andre Ansprüche entfernen zu können. Aber der Fürst hatte einen natürlichen Widerwillen gegen diesen Hof. Er war überzeugt, man wünschte seinen Tod. Er wußte, daß man über seine Gesundheit von Zeit zu Zeit Nachrichten einzog. Er hatte keinen stärkeren Haß gegen irgend etwas, als gegen den Gedanken an seinen Nachfolger.

Man hatte von diesem Hofe aus einen leisen Versuch bei dem Günstling des Fürsten, Emiliens Vater, gemacht, ihn für das Interesse dieser wichtigen Sache zu gewin-

nen. Aber er hatte es abgeschlagen. Seit einiger Zeit aber, nach einigen geheimen Konferenzen mit dem Leibmedikus des Fürsten, und da der Minister selbst gelesen hatte, daß ein kurzer Hals, und rothe Ohren, und Anfälle von Schwindel Vorboten des Schlages sind, und der Fürst hatte diese Vorboten: so ging die Unterhandlung mit dem Nachfolger des Fürsten wieder an, und wurde eifriger betrieben, da wirklich ein Anfall von Schlagfluß den Fürsten nach einem recht wilden Bachanal auf einer Jagd getroffen hatte. Man hatte dem Hofe Abschriften des Rezesses zu verschaffen gewußt. Man suchte eine Heirath zwischen des Fürsten Tochter, und dem Erbprinzen des Nachfolgers einzuleiten. Kurz, die Sache war im Gange, man betrieb sie sehr heimlich, Ehrenreich wurde in dieser Sache gebraucht. Er nahm sich aber nach der Regel, die der Teufel als eine Sentenz eines alten griechischen Weisen unter die Menschen zu spielen gewußt hat: Behandle deine Freunde so, als sollten sie einmahl deine Feinde werden. Er schrieb

nicht eine Zeile in der Sache mit eigner Hand, gab ein Lächeln statt eines Ja's, ein Hm! statt eines Neins! und reservirte sich immer den Beifall seines Fürsten, und seine Einwilligung bei allem, was er that. Er war immer dagegen, er schrieb das sogar dem Minister, und hatte seine Antworten, die den Beifall des Fürsten voraussetzten. Und doch schien er der eifrigste Beförderer der Sache.

Aber er dachte mit keinem Gedanken daran, daß er einmahl das alles so schön auf Zinsen austhun könnte. Er ging sogar weiter als der Teufel, und münzte die Sentenz so aus: Behandle deine Freunde so, als wüßtest du, du würdest einmahl ihr Todfeind werden, um sie dann verderben zu können. Aber an diese höhere Sentenz der Klugheit dachte er noch nicht.

Der Minister sah auf einmahl in dem Russischen Obrist, Adelstans Oheim, ein Glied in der Kette. Rußland war mit dem Hofe, der die Sache trieb, nahe verwandt. Der Obrist hatte geäußert, sich in jenem

Fürstenthume anzukaufen. Man konnte durch den Einfluß des Obristen, der die Gnade der Kaiserin in einem ausgezeichneten Grade hatte, der durch seine Gemahlin mit einigen großen Häusern verwandt war, den Russischen Hof vielleicht für die Negotiation gewinnen. Man konnte wenigstens jeden andern Mitbewerber dadurch abtreiben. Man konnte, — der Minister, der unter lauter Intriguen alt geworden war, fand hier ein neues Feld für seine Lieblingsneigung. Und er sagte lächelnd und geheimnißvoll seiner Gemahlin: das paßt ja wundersam. Aber weiter brachte sie nicht ein Wort aus ihm; denn es war sein Triumph, alles zu einem Geheimnisse und zu einer Intrigue zu machen.

Ein Paar Tage darauf fuhr er zu Adelstan, unter dem Vorwande einer Durchreise. Man empfing ihn artig. Der Minister knüpfte sogleich alle alten Faden seiner Bekanntschaft mit Adelstan wieder an. Er war Emiliens Vater. Das theure Mädchen, das noch immer die Himmelskönigin Adelstans

war, machte alles leicht. Man verstand sich. Der alte Obrist sagte zuletzt: kein übler Mann! obwohl er mir so allerlei vorgewindbeutelt hat. Der Minister bat den Obristen zu einer Jagd auf sein Gut. Der Obrist hatte ein Nein auf den Lippen. Der Minister, der sich auf Gesichter verstand, fiel ein: Sie müssen mein Gut sehen, was da Ihr Neffe gebaut, und zu einem Paradiese gemacht hat. Und die Jagd dort, lieber Oheim, half Adelstan: ist dort reich, so reich als in Ihren Russischen Steppen.

Ei der Teufel! sagte der leidenschaftliche Jäger. Man nahm die Partie an. Von dem Geschäft der Höfe wurde nicht ein Wort gesagt, auch nicht von Emilien.

Aber, sagte der Obrist: es ist doch nicht etwa eine Versöhnung auf dem Tapete mit meinem Neffen, dem Ehrenreich? Denn, Ew. Exzellenz, ich muß Ihnen reinen Wein einschenken: hier steht mein Erbe! auf das Ehrenwort eines alten Soldaten. Der Minister lächelte so freundlich; denn die

Aussicht wurde nun noch heller für seine hochgeliebte Tochter. Er wünschte Adelstan Glück. Er gab dem Obristen Recht. Man trennte sich voll Zufriedenheit; und an dem bestimmten Tage fuhren Thorbergs zu dem Minister. Wir bekommen heute Gäste, hatte der Minister bloß kalt gesagt. Ich bitte dich, Emilie, empfang sie recht freundlich.

Da trat der Obrist mit seiner Frau ins Zimmer, hinter ihnen Adelstan. Er hatte Emilien lange nicht gesehen. Denn wenn er sie sah, so warf ihr Lächeln, ihr Blick, der Ton ihrer Stimme alle seine Gelübde über den Haufen. Er schwor dann tausendmahl, sie müsse sein seyn! Er erröthete, da er sich gegen sie bückte. Emilie erröthete noch mehr. Der Obrist, der von dem schönen Mädchen seine Blicke nicht abziehen konnte, sah ihr Erröthen, und er wendete sein Auge auf den Neffen, und er sah auch das seinige. Wie sie den Park besahen, da mußte Emilie den alten Obristen führen. Potz, Fräulein, sagte er nach einer halben Stunde, mein Neffe hat mir zuweilen

Ihren Nahmen genannt, und allemahl mit dem Zusatze eines Engels, oder so etwas. Aber wüßte ich einen schönern Nahmen, so würde ich Ihren Nahmen von heute an immer mit so einem Zusatze nennen. Emilie erröthete und schlug die Augen nieder. Aber da sie die Augen wieder hob, waren sie von dem reinsten Lichte einer frohen Heiterkeit umstrahlt. Sie gab dem Neffen zwar keine Beinahmen; aber sie redete von ihm mit einer so innigen Bewegung ihres Herzens, daß der alte Obrist bei sich selbst sagte: woran hängts denn? das muß ich wissen.

Das ist alles schön, Adelstan, sagte der Alte, da er seinen Neffen allein hatte: alle die Tempelchen und Altäre; aber, siehst du, wäre ich an deiner Stelle gewesen, so hätte ich mir ein ganz kleines Tempelchen der Liebe in dem Herzen des lieben, theuren Mädchens gebaut. Und wer weiß, was du gethan hast? Deine Röthe jetzt, und da wir kamen, war so ein kleiner Wegweiser, der auf ihr Herz loswies. Nicht? Adelstan er-

röthete wieder. Ach mein liebster Oheim, ach mein gütiger Vater; das Mädchen ist ein Engel. — Ja, kannst sagen ein Erzengel! kannst es kühn sagen. — Aber sie wird nie die Meine seyn.

Der Teufel! Nun, wenn du das so ernsthaft sagst, lieber Junge, so muß wohl etwas dahinter stecken, was ich nicht weiß, und so vergib mir, daß ich die Sonde in die Wunde brachte. Der Teufel! Ich habe auch des armen Kindes Herz verwundet. Aber der Glanz um ihre Augen her sagte wenigstens, daß es nicht weh gethan hat.

Ei der Teufel! rief er: das geht mir nahe. Kann ich nicht wissen, Adelstan, woran es hängt. Der Neffe umarmte seinen Oheim, und sagte leise: nein!

Hm, das muß etwas Erschreckliches seyn, was ein ehrlicher Mann nicht wissen darf. Du Adelstan, es ist doch nicht etwa etwas, wovor du erröthen müßtest in der Einsamkeit?

Nein, sagte der Neffe wieder leise und sehr bewegt. Nun so laß uns zur Gesellschaft gehen. Hm, Adelstan, du bist ein guter Junge, denk ich. Was steht dir im Wege?

Ich selbst! Nur ich selbst! antwortete Adelstan. Du selbst? fragte der Alte: nun so tritt doch weg, oder kannst du nicht? Nein, sagte leise und mit Thränen Adelstan.

Nun, so muß der Teufel dich auf den verdammten Platz hingehext haben. Das hat er, sagte Adelstan heftig: der Teufel selbst!

Man ging nun auf die Jagd, die der Obrist sehr reich fand. Die Damen indeß hatten eine recht herzliche Freundschaft geschlossen. Die Obristin gehörte zu dem kleinen Kreis der edlen Weiber, und edle Weiber finden sich bald aus. Die zwei Tage verflossen schnell. Man trennte sich. Ich wünschte aus Gründen, die den Obristen betreffen, sagte der Minister: daß Sie diese Bekanntschaft fortsetzten, so eifrig wie mög-

lich. Auch um Emilien willen? fragte die Ministerin. Das steht Ihnen nebenher frei, sagte er: aber Sie sollen Emilien nichts vergeben, sagte er warnend. Die Ministerin sagte nie etwas auf eine solche Härte. Es war nichts als seine Eitelkeit. Sie lächelte nur, sonst that es ihr weh.

Fürstengunst.

Der Minister kam in dem Triumphe seiner Intrigue, die auf einmahl zwei Fliegen traf, seine Tochter mit dem reichsten Manne, das war Adelstan, wenn er des Obristen Erbe wurde, zu verheirathen, und den Russischen Hof für die große Negotiation mit dem Fürsten zu gewinnen. Er glaubte Ehrenreichs so gewiß zu seyn, durch seine Superiorität des Geistes, daß er keinen Anstand nahm, ihm seinen Triumph mitzutheilen. Ihr Bruder ist der Erbe seines reichen Russischen Oheims. Ehrenreich erblaßte. Das ist nicht anders, Thorberg. Sie müssen sich fügen. Sie haben es dem Alten auch zu arg gemacht. Das war der erste Schlag, den der Minister seinem Herzen gab. Ehrenreich erhielt sich in einer leidlichen Fas-

sung. Dann kann ich Ihnen sagen, was wir beide nicht wußten, und nun begreife ich, wie Sie bei meiner Emilie so übel wegkamen: sie hatte eine geheime Neigung für Ihren Bruder, und, wir wollen aufrichtig eingestehen, in dessen Armen meine Emilie glücklicher seyn wird mit ihrem poetischen Sinne, als in Ihren Armen, armer Freund. Die Sache ist im Werke.

Hier erblaßte Ehrenreich noch mehr. Er stand wie ein Gespenst da. Es geht mir nah, fuhr der Minister fort: ich hätte nicht gedacht, daß Ihre Neigung so groß wäre.

Ew. Exzellenz Wort, sagte Ehrenreich, die Worte zwischen den vor Wuth knirschenden Zähnen hervorschleudernd; das kann nicht seyn. Nein! das nicht.

Muß um so mehr seyn, guter Thorberg, da diese Verbindung unsre große Sache in den Gang bringen soll. Er setzte ihm auseinander, wozu er den Obristen in Petersburg brauchen wollte. Sie sehen also, wie unvermeidlich die Verbindung ist; denn un-

ser Herr will schlechterdings von keinen Arrangemens hören. Wir müssen ihn mit Gewalt treiben. Billigt der Hof in Petersburg die Sache, so ist Wien gewonnen. Sie sehen, es ist so, weil es so seyn muß.

Ehrenreich verlor kein Wort mehr; denn er kannte den Minister. Er ging zu Hause.

Da fuhr der Teufel der Rache ganz in seine Seele, und füllte sie aus. Er zweifelte gar nicht an dem glücklichen Erfolge, wenn der Obrist mit in das Spiel gezogen würde. Er war Zeuge gewesen, mit welcher Achtung der Russische Gesandte den Obristen und seine Neffen behandelt hatte. Er dachte sich alle Höfe, wie seinen kleinen, an dem er lebte, wo die Intrigue alle kleinlichen Begebenheiten leitete. Aber nun sah er, wie die Belohnung dieses Geschäfts aus seinen Händen in die Hände seines Bruders überging. Und daß der mit beiden Händen den Faden der Intrigue ergreifen würde, schien ihm gar nicht zweifelhaft, und so — er rief Himmel und Hölle zu Hülfe vor

Schrecken — triumphirte auch der verhaßte Mensch über ihn. Er riß ihm den besten Lorbeer aus der Hand. Er wurde der Schwiegersohn des Ministers, der Schützling des Russischen Hofes. Er erstarrte. Er schwor: das soll nicht seyn, und sollt ich mich selbst verderben.

Er legte sein Gesicht wieder in lachende Falten, denn die Stunde kam, nach Hofe zu fahren. Unter dem Rollen des Wagens konnte er keinen Plan machen; aber während des Spiels, bei dem er alle Spiele verlor, machte er einen Plan, den er gewinnen mußte.

Er trat zu dem Fürsten, der sich ganz gern mit ihm unterhielt, weil Ehrenreich alles, was im Lande vorging, wußte, und weil er eine satyrische Zunge hatte. Er brachte das Gespräch auf den Hof, mit dem das Geschäft getrieben wurde. Der Fürst spottete mit vieler Bitterkeit. Ich kenne ihn nicht, den Hof, sagte Ehrenreich trocken; aber er hat hier doch bedeutende Freunde. Hier erröthete der Fürst. Freunde? Sie

legen einen seltsamen Ton auf das Wort. Freunde? ich will nicht hoffen. Bedeutende? sagten Sie.

Dem Fürsten fiel ein, daß er hatte von Rezessen reden hören. Er wurde wild. Bedeutende? Freunde? Meinten Sie etwas damit?

Ehrenreich antwortete nicht. Er sah vor sich nieder, als besänn er sich. Er sah auf einmahl den Fürsten hell an und freundlich. Ich erwarte Sie morgen früh um sieben Uhr. Wir werden allein seyn. Der Fürst hatte keinen tiefern Haß, als gegen alles, was ihm an seinen Nachfolger erinnerte, und gegen seinen Nachfolger selbst. Der Würfel war geworfen. Ehrenreich konnte nicht mehr zurück, ob er gleich die ganze Nacht durch zitterte. Er sammlete alle Beweise, und fuhr um sieben zum Fürsten.

Man geht, hob Ehrenreich an, da der Fürst ihn mit gerunzelter Stirn sagte: er erwarte von ihm Aufrichtigkeit, und eine Erklärung seiner gestrigen Worte: man geht

mit einer Negotiation mit dem **schen Hofe um, ihm die Erbfolge hier zu sichern.

Was? wer wagt das? fragte der Fürst erbittert. Ich bin selbst in die Sache verflochten, allergnädigster Herr, fuhr er bestürzt fort. Es schien mir anfangs ein Roman, eine Posse zu seyn; aber sie wird ernsthaft, und nun kann ich nicht länger schweigen, da ich jetzt weiß, daß Euer Durchlaucht nichts davon wissen.

Wie? Sie nennen den Nahmen? Sie nennen ihn sogleich, oder ich werde ihn Ihnen abzufragen wissen. Er ergriff die goldene Glocke.

Ich weiß, ich bin verloren, man wird mich zum Opfer meiner Aufrichtigkeit machen.

Ich schütze Sie, sagte der Fürst erschreckt, daß sein Schutz so wenig mehr gelten sollte. Wer? Sie nennen den Nahmen.

Ehrenreich nannte den Minister. Da griff die Hand des Fürsten wieder nach der Glocke. Wollen Ew. Durchlaucht mich nicht

zuvor hören? Die Sache ist sehr welt gediehen. Er erzählte den Anfang, gab dann dem Fürsten einen Brief nach dem andern, den er von dem Minister hatte.

Nehmen Sie sich in Acht, sagte der Fürst: denn diese Briefe klagen Sie so gut an, wie den Schreiber selbst. Dann gab ihm Ehrenreich auch zuletzt die Briefe, die er, — nach jener Regel des Teufels über die Freundschaft, — von dem Minister erhalten hatte, wo der Minister seine Einwürfe widerlegt, seine Vorurtheile bekämpft, und ihn bittet, an der Sache einen eifrigen Antheil zu nehmen. Der Fürst lächelte. Er ließ sich nun erzählen. Es kam nun drauf an, den Minister ganz zu stürzen; er kannte die Gewalt, die der Minister über den Fürsten hatte. Er mischte so geschickt den Leibmedikus, der über des Fürsten Leben geurtheilt hatte, mit in die Sache, daß dem Fürsten schauderte. Ihm fiel Vergiftung und alles Schreckliche ein, was eine aufgereitzte Phantasie und der Haß nur immer eingeben können. Hier wollte der Fürst

mit dem bleichen Entsetzen im Gesicht schellen; aber Ehrenreich bat ihn noch ein Paar Tage zu schweigen. Man will, fuhr er leise fort, durch einen Weg, der mich selbst sehr nahe interessirt, den Russischen Hof mit in die Sache ziehen. Doch weiß ich nichts gewiß. Man hat mich seit einiger Zeit, da man meinen entschiedenen Widerwillen sah, gegen den Willen Ihrer Durchlaucht eine so wichtige Sache zu treiben, aus dem Spiel gelassen. Man hat vielleicht Menschen hineingezogen, die nicht so patriotisch sind. Ich fürchte alles, Euer Durchlaucht; denn ein solcher Schritt einmahl vorwärts gethan, macht auch die entsetzlichste Handlung unvermeidlich. Hier fuhr er zurück, als erschrecke er selbst vor der Schrecklichkeit dessen, was er nannte. Er wollte den Fürsten unversöhnlich mit dem Minister entzweien, durch die Furcht, die er ihm einjagte. Ich flehe Euer Durchlaucht an, jede Art von Vorsicht zu gebrauchen, um dem Lande den angebeteten Vater zu erhalten.

Hier war das Urtheil des Ministers in der Seele des Fürsten unwiderruflich gesprochen. Er haßte ihn von dem Augenblicke an unwiederbringlich. Sehen Sie. Sie sollen zeugen gegen den Elenden. Wäre es nicht besser, Euer Durchlaucht, ich bliebe vorerst ganz aus dem Spiele, ich nähme sogar noch Theil an dieser hochverrätherischen Intrigue. Man kann nicht wissen, zu welchen Mitteln man greifen wird. Wenn des Ministers Papiere versiegelt werden, so wird sich alles finden.

Der Fürst bedachte sich einen Augenblick, sagte dann ja! Er verschloß die Briefe in seinen Schreibetisch. Der Kammerdiener erhielt den Auftrag, den Herrn von Thorberg durch die geheime Treppe zu bringen, und zu verschweigen, daß er den Fürsten gesprochen hatte.

Nun übersah der Fürst für sich mit der Empörung des Stolzes, der beleidigten Freundschaft, der Furcht, der Rache die ganze Sache noch einmahl, die Ehrenreich ganz

mit Vorsatz in einem räthselhaften Dunkel gelassen hatte. Er sah hierin nichts als einen Plan, ihn heimlicher Weise zu ermorden, um seinen Nachfolger auf den Thron zu setzen. Nach einer stundenlangen Ueberlegung war er entschlossen. Er entließ den Minister seines Amtes. Zu gleicher Zeit deutete er ihm an, nicht eher die Stadt zu verlassen, als bis er von seiner Administration Rechenschaft gegeben hätte. Es wurde sogleich eine Kommission ernannt, die von dem Fürsten den Auftrag erhielt, auf das Allerstrengste mit dem Minister zu verfahren, und ihn zu der allergenauesten Nachweisung der großen Summen anzuhalten, die durch seine Hände gegangen waren.

Der Minister war wie vom Donner gerührt, da er seine Entlassung erhielt, und zu gleicher Zeit seine Papiere von der Kommission versiegelt wurden. Er sah, er war verloren, denn eben unter diesen Papieren waren die Beweise seiner Unterhandlungen, und was Ehrenreich mit einem weisen Lächeln bedachte, auch seine Briefe an den

Minister, über die Sache, die alle mißbilligend waren, und voll der tiefsten Ehrfurcht gegen den Fürsten. Der Fürst ließ sich die Papiere seines Ministers bringen. Er sonderte die ab, die diese Sache betrafen. Er fand Ehrenreichs Briefe. Die Zeugnisse für seine Treue waren zu offen, als daß der Fürst nicht hätte ihm geneigt werden sollen.

Es fand sich ein Brief des Leibarztes. Der Fürst legte ihm den Brief vor, und ließ ihn dann gehen. Man verwies ihn aus der Residenz. Niemand konnte etwas von allen diesen Dingen begreifen. Man wußte nicht, wer und was den Minister gestürzt hatte. Der Prozeß des Ministers ging lebhaft fort. Da er hörte, daß der Fürst selbst seine Papiere durchsucht hatte, rief er: ich bin verloren! Er konnte nicht zur Hälfte die Summen nachweisen, die er erhalten hatte. Man legte Hand an sein Vermögen. Der Prozeß war leicht. Man hatte gar keine Form zu übertreten. Der Minister erhielt die allergenaueste Gerechtigkeit. Seine Feinde konnten ihn nicht drücken, son-

dern nur sich über seine Schuld und über sein Unglück freuen. Alles war bald entschieden. Sein Vermögen reichte nicht zu die Summen, die fehlten, zu ersetzen. Er wendete sich an die Gnade des Fürsten.

Der Fürst sagte streng, wenn er bezahlt, so ist er frei! Ich will nur meinem Lande Gerechtigkeit geben. Ich habe nichts wider ihn. Aber wohl hatte er wider ihn. Aber er befriedigte seine Rache im Nahmen der Gerechtigkeit. Er wußte, der Minister konnte die fehlende Summe nicht schaffen. Er blieb gefangen, und Ehrenreich wurde Hofgerichtsdirektor.

Der Hofgerichtsdirektor macht Menschen glücklich.

Der edle Herr Ehrenreich von Thorberg überlas sein Patent, warf sich in die Brust, und berechnete, wie viele Stufen er nun noch zu steigen hatte, um die gefährliche Höhe zu erklimmen, von der er seinen Beschützer herabgestürzt hatte. So bestrafe ich den Wankelmuth und die Undankbarkeit, Ihro Exzellenz, sagte er lächelnd. Bin ich Ihnen verächtlich, mein stolzes Fräulein, so will ich doch auch wenigstens furchtbar seyn. Sie schlugen meine Hand aus, o schönes Kind; ich habe es Ihnen unmöglich gemacht, noch eine auszuschlagen. Ich sollte Sie nicht besitzen; so soll Niemand sie besitzen! Adelstan! Adelstan! rief er hier mit vierfachem Grimme: jetzt kenne ich meine Stärke. Komm an! komm an! Jetzt weiß ich, wie

ich dich angreifen werde. Zittern sollst du vor mir, den du so oft mit lächelnder Verachtung gemißhandelt hast. Siehst du, jetzt lernst du mich kennen.

Der Elende, er kannte gar keine Tugend, gar keine Menschlichkeit. Er glaubte, die Liebenden getrennt zu haben; denn daß Adelstan eine Bettlerin heirathen würde, deren Vater gestürzt, und ein Gefangner war, das fiel ihm nicht ein.

Adelstan war mit seinem Oheim auf einer kleinen Reise gewesen. Er hatte nichts von allem gehört. Wie beide zu Hause kamen, da flog ihnen die Obristin mit der traurigen Nachricht entgegen. Sie hatte noch nicht halb geendet, da stand Adelstan schon bleich wie eine Leiche da.

Frau, rief der Obrist: du thatst doch indeß — Was ich konnte, sagte sie. Ich fuhr hinüber. Ich bot ihnen an, da die Güter für die fürstliche Kammer in Beschlag genommen wurden, zu uns ihre Zuflucht zu nehmen. Sie umarmten mich. Sie dank-

ten mir für meine Freundschaft. O der Unglückliche, lieber Mann, ist ganz verlassen. Sogar ihre Verwandten hatten sich zurückgezogen. Meine Erscheinung war ihnen die Erscheinung eines Engels vom Himmel, der Bürge eines bessern Glückes. Aber sie nahmen mein Anerbieten nicht an, sie hatten einen Mann, einen Vater zu trösten. Man behandelte sie mit einer Härte, die mich alles für den Minister fürchten läßt, mit einer recht studierten Härte, wie mich dünkt. Man schlug ihnen ihren Wagen ab. Ich fuhr mit ihnen in die Stadt. Es wurde ihnen abgeschlagen, ihren Mann und Vater anders, als vor Zeugen zu sprechen, so war ich bei ihrer ersten Unterredung. Die Tochter sank dem Vater, der bleich in einer demüthigen Stellung da stand, zu Füßen. Die Mutter, ach es ist eine vortreffliche Frau, faßte seine Hand. Karl, sagte sie mit einem Tone, der die Verzweiflung hätte beruhigen können. Merke wohl, sie nannte ihn Karl und du. Das that sie sonst nie. Hier ist dein Weib, sagte sie:

dein treues Weib. Jetzt weiche ich nicht von deiner Seite. Du sollst sehen, mein geliebter Mann, daß wir beide, dein Weib, deine Emilie, Muth haben für das Unglück.

Ach, der tiefgebeugte Mann! Er fiel liebend jetzt, und erfreut über die Treue der Frau, gegen die er sonst hart seyn konnte, ihr um den Hals; sein Unglück ließ ihn zum ersten Mahle fühlen, welch ein hoher Trost Liebe ist. Er sank in den Arm seiner Frau jetzt, dann erst in den Arm seiner Tochter. Ich bin ganz unglücklich, sagte er leise.

Wie heißt denn dein Unglück? fragte sie muthig. Er schwieg mit einem wehmüthigen Gesicht. (Glaube mir, es war ein guter Mann.) — Wie heißt es? er schwieg immer. Armuth? fragte sie. Ach, rief er: nicht ich, Ihr! Ihr! Du, Henriette, du Emilie! Ihr! das ist mein Unglück.

O ist es nichts als das? Emilie, zitterst du vor der Armuth? Hier stand Emilie muthig auf, sie umarmte ihren Vater. O Vater, sagte sie: Ihre Großmuth hat mich

reich gemacht. Wir werden genug haben. Ich habe Talente, mein Vater. Ich habe Lust zu arbeiten. Ich werde glücklicher seyn als zuvor.

Sieh, da schlug er die Hände zusammen, und rief weinend: o muß es dahin gekommen seyn. O lieber Thorberg, wie sehr kann der Hochmuth verblenden. Er fühlte das hohe Glück nicht, eine solche Tochter zu haben. Nun nahmen sie ihn in ihre Mitte; er wendete bald sein sinkendes Haupt wehmüthig seiner Frau zu, bald seiner Tochter. O wäre ich dir gefolgt, wäre ich dir immer gefolgt, Henriette! sagte er jetzt fast zu erweicht für einen Mann.

Vor oder nach, Karl, wir hätten nicht mehr, als uns jetzt übrig bleibt, Herzen voll Liebe, sagte sie mit muthiger Stimme.

Man wird mich verderben wollen, sagte er. Ich habe gefehlt. Aber man will mich verderben. O Ihr seyd, Ihr seyd unglücklich. Ihr! — Er hatte Recht!

Er hatte Recht? wie so, liebe Frau? Ist sein Urtheil gesprochen? Ja, sagte die Obristin: alle Strafe ist ihm geschenkt; aber er soll im Arrest bleiben, bis er die Summe gezahlt hat, deren Verwendung er nicht nachweisen kann. Der Fürst ist unerbittlich. Die Ministerin hat sogleich den größten Theil ihres Vermögens aufgeopfert; aber es fehlt noch eine sehr beträchtliche Summe. Ich glaube, man will ihn verderben; der Fürst ist finster und kalt gegen alle Vorstellungen.

Und ist die Summe groß, fragte der Obrist: die noch zu zahlen ist? Da streckte der immer blässer werdende Adelstan die Hand aus und ergriff seiner Tante Hand, in einem ängstlichen Zittern. Sie nannte die Summe. Da stürzte Adelstan seiner Tante zu Füßen, und umarmte ihre Knie, und rief jauchzend und weinend: Gott sey ewig gelobt! Ich kann sie retten. Er sprang auf, er fiel seinem Oheim um den Hals, er erdrückte ihn fast. Nun ist sie mein! nun! rief er mit lauter Stimme. Nun ist sie

mein! Ich habe mein Gelübde gehalten; es ist gelöst. Nun soll sie glücklich werden, nun bin ich glücklich.

Die Obristin sah ihn erstaunt an. Was? hob sie zehnmahl an. Laß ihn erst ausrasen, sagte der Obrist. Sattelt! rief Adelstan aus dem Fenster mit einer Donnerstimme.

Spannt an, rief der Obrist hinter ihm her aus dem Fenster: den großen Wagen! Gib Acht, sagte der Obrist zu seiner Frau; er wirft sein Gut, sein Hab und Farth zum Fenster hinaus, und tagelöhnert mit Emilien und einem Staatsminister, daß es eine Lust hat. Aber Adelstan hörte und sah nicht. Er nahm eine Peitsche von der Wand und zog seinen Oberrock an. Der Obrist mußte ihm laut ins Ohr rufen, daß sie mit wollten, mußte ihm laut ins Ohr rufen, daß er so viele Wechsel bei sich habe, um, wenn es sein Ernst wäre, ihn ganz arm zu machen. Desto besser, rief Adelstan: sonst verkaufe ich, was ich habe. Denn sie ist mein. Emilie ist mein.

Die Obristin erhielt noch eine Stunde Frist, um erst einige Kleider zu packen. Dann gings frisch der Residenz zu. Nun fuhren sie noch eine Meile weiter, wo der Minister in einer kleinen Festung seinen Wohnort hatte. Unterwegs mußte Adelstan sein Gelübde erzählen. Jetzt kann ichs, rief er, und er erzählte, und der Obrist sagte: bei meiner Seele, Adelstan! das ist brav gehandelt. Höre Bursche, du fängst mir an ordentlich zu gefallen, und ich will bei meinem Handel um dein Gut, denn in andre Hände als eines Thorbergs soll es nicht fallen, es auf ein Paar tausend Thälerchen nicht ansehen. Die Obristin hatte Thränen in den Augen. Sie drückte Adelstans Hand mehrere Mahle unterwegs. Sie ließen sich beim Minister melden. Da saß Emilie an einem Tische am Fenster in einem kleinen aber reinlichen Zimmer, und malte Landschaften, worin sie in der That eine Künstlerin war. Sie war einfach in Leinwand gekleidet. Ein wenig blaß, aber dennoch unendlich schön. Sie hatte mit ihrer Mut-

ter die Erlaubniß erhalten, bei ihrem Vater leben zu dürfen, und sie hatten ihn diesen ganzen Monath nicht Einmahl verlassen.

Ihre einzige Bewegung war ein Gang auf dem Walle der Festung mit ihrem Vater. Wie Adelstan in das Zimmer trat, da sprang sie auf, sie stürzte außer sich ihm zwei Schritte entgegen; aber dann stand sie, und legte die Hand über die Augen. Emilie, rief Adelstan, und sank zu ihren Füßen. O warum erfuhr ich nichts? gar nichts? o wie konnten Sie Ihr Unglück ohne mich tragen wollen? Glauben Sie mir, sagte sie mit weicher, weinender Stimme, wenn mein Vater heiter wäre, ich könnte sagen, es sind die schönsten Stunden meines Lebens gewesen.

Und dies, dies ist die schönste des Meinigen! rief er mit Entzücken. Ich komme, ach Emilie, ich komme — er schwieg; denn er wußte nicht, wie er es sagen sollte, daß er ihren Vater retten wollte. In der That, sagte der Obrist: meine gute Emilie. Er

kommt, um Ihren Kummer zu endigen. Er hat die Summe, die noch gezahlt werden muß, um Sie wieder glücklich zu machen. Hier sprang der Minister auf. Wie? rief er: nimmermehr! o nimmermehr! Sie können meinen Neffen tausendfach belohnen, wenn Sie ihm die Hand des theuren Mädchens geben.

Da erblaßte Emilie, und schlug das Auge nieder. Sie haben doch nicht etwan auch ein Gelübde gethan, wie er, liebste Emilie? fragte der Obrist.

O das Gelübde, rief sie und reichte Adelstan ihre Hand: ihn ewig zu lieben! O ist es denn? Adelstan, ist es kein Traum? liebten Sie mich? o welches Gelübde denn? Der Obrist erzählte. Ist es möglich! rief der Minister: o warum wurde ich denn nicht früher unglücklich! O mußte ich Euch alle erst verderben, um zu erfahren, wie glücklich ich hätte seyn können. O meine edle Tochter, so sey der Lohn dieses edlen Menschen! So geht, seyd glücklich! aber, fuhr er heftig fort: Niemand rede mir ein Wort

mehr von meiner Befreiung! Niemand! setzte er befehlend und stark hinzu. Ich will es. Dann, sagte Emilie stark: dann thue ich mein Gelübde. Ich verlasse nur mit meinem Vater dieses Zimmer.

Aber liebes Kind, sagte der Obrist: Ihr Herr Vater hat Recht. Zahlt mein Neffe, so ist er ein Bettler. Und wäre er es, rief sie und flog in Adelstans Arme: und ich hätte dann eine Krone, welch ein Augenblick für mich. Aber ich habe mehr als eine Krone, ich habe ein Herz für ihn, und diesen Handschlag meiner Treue.

Sie müssen sich schon entschließen, sagte der Obrist zum Minister: die jungen Leute sind eigensinnig, und in solchen Stunden wie diese gibt man Kronen weg, wie Zahlpfennige, und Noth wenigstens sollen sie nicht leiden. Wir wollen die Sache richtig machen. Ich zahle und du verkaufst mir dein Gut. Denn siehst du, Adelstan, deiner Leichtigkeit zu Schenken, ist nicht über den Weg zu trauen. Du könntest auch mich

am Ende zum Bettler machen, und das sollte mir wehe thun, um meiner Frau willen.

Man rief eine Gerichtsperson, und der Obrist kaufte förmlich das Gut, ausgenommen die Papiere der Ahnherren. Die Summe legte dann der Obrist in Wechseln nieder. Er fuhr nun in die Residenz, zahlte, und erhielt endlich, nach einem Besuche beim Fürsten selbst, wo er wie ein Mann redete, denn der Fürst suchte Ausflüchte — die Befreiung des Ministers. Ehrenreich sah den Obristen vom Schlosse kommen. Er konnte noch immer sein Vermögen nicht aufgeben. Er bat ihn in einem Billet zu seiner Hochzeit, mit dem Fräulein von Seiler. Der Obrist antwortete ihm, er bedaure, daß er nicht könne, er hätte sich an eben diesem Tage schon zu seines Bruders Hochzeit versagt. Das hielt Ehrenreich für Spott. Er bat aufs neue um die Erlaubniß, seine Braut dem Oheim vorstellen zu dürfen. Das erlaubte der Obrist. Er sprach das junge Paar, er wünschte seinem Neffen von Herzen Glück.

Mein Bruder, schreiben Sie mir, lieber Oheim — fragte er. Ja, feiert morgen seine Hochzeit auch. Ich wünsche dir in der That, Neffe, daß du so glücklich seyn magst, wie dein Bruder. Der Braut Vater ist ein armer, verachteter, unbedeutender Mann, vor dem kein Küchenjunge an Eurem Hofe die Mütze zieht. Aber sieh, kurios, daß er ein armer Mann ist, das eben hat deinen Bruder glücklich gemacht. Es ist Emilie, des gestürzten Ministers Tochter.

Mein Gott! Die Emilie? es ist nicht möglich? Seit die Mutter eine solche Thörin war, ihr Vermögen für den Mann herzugeben, ist sie —

Eine Bettlerin, willst du sagen. Eine Thörin nennst du die Frau? Mich dünkt, in des Ministers Umständen würdest du einen andern Beinahmen für deine Frau haben, wenn sie das thäte. Sieh, aber was wirst du erst sagen, wenn ich dir erzähle, daß dein Bruder Adelstan die fehlende Summe für den Minister gezahlt hat, und

daß ich eben seine Freiheit bewürkt habe? Was wirst du dann sagen? Er ist auch ein Bettler. Sieh, der Bursche hat mehr solcher Anfälle. Er liebt Emilien, und kann lieben, Neffe, wie andre hassen können, das heißt von ganzem Herzen. Aber siehst du, er thut dir das närrische Gelübde, das Mädchen nicht zu heirathen, so lange sie glücklich ist. Nun wird der Minister ein Bettler, siehst du, nun würde er dir Emilien mit Pistolen und Degen abjagen, wenn es seyn müßte. Wer den Minister gestürzt hat, der hat dir dem närrischen Teufel einen Becher mit Nektar gegeben.

Hier fürchtete Ehrenreich, sein Oheim wüßte, daß er den Minister gestürzt hätte. Er fragte, er forschte; aber der Oheim war der Mann nicht, der so etwas lange auf dem Herzen behalten hätte. Und er versicherte ihm noch wohl zehnmahl, daß der Feind des Ministers seines Bruders Beglücker gewesen wäre.

Zwei Tage nach der Hochzeit kam der ehemalige Sekretair des Ministers zu Eh-

reich. Er hatte noch ein kleines Geschäft mit dem Minister gehabt. Er bestätigte des Oheims Nachricht. O, sagte der Sekretair: ich habe nie ein schöneres Paar, und nie ein glücklicheres Paar gesehen, als Ihren Herrn Bruder und seine Frau. Der Himmel leuchtet aus ihren Augen, die Freude jauchzt aus ihren Worten. Der Minister sogar ist glücklicher als ich dachte. Wäre ich, sagte er lächelnd zu mir: nicht so unglücklich geworden, so wäre meine Emilie nie glücklich geworden, und jener edle Mensch wäre mein Sohn nicht.

Wer Sie angriff, mein Vater, sagte Ihr Bruder: öffnete mir die Thüre des Paradieses, die Thüre der Seligkeit.

Himmel, rief Ehrenreich wie er allein war, und knirschte mit den Zähnen: so habe ich ihn glücklich gemacht, ihn, der wie ein böser Geist mir jeden Reitz des Lebens verdirbt! Welcher Teufel treibt sein Spiel mit mir. Und ist er nicht des Oheims Erbe? und muß ich nicht glauben, daß der ver-

dammte Obrist unermeßlich reich ist? Mir wird das Glück selbst zum Stachel, und ihm — Hölle und Teufel! — das Unglück selbst lächelt mit ihm, und füllt sein Herz mit Freuden, die ich vergebens suche.

Ehrenreich macht einen Besuch.

Von dem Russischen Gesandten erfuhr Ehrenreich, daß der Obrist Thorberg unermeßlich reich wäre, wenn er seine Frau beerben sollte, daß selbst das Vermögen der Obristin ganz unabhängig, daß ihre Familie so ungeheuer reich sey, daß es wenig ausmachen würde, wenn sie ihr Vermögen auch einem Verwandten ihres Mannes hinterlassen wollte. Das brachte die Idee mit neuem Leben in seinen Kopf, des Oheims Gewogenheit wieder zu erhalten, und müßte er sich auch darum mit seinem Bruder versöhnen. Er dankte jetzt dem Himmel, daß die Hand unbekannt war, die den Minister gestürzt hatte. Der Fürst hatte geschwiegen. Es war und blieb für alle Menschen ein Räthsel.

Ehrenreich nach achtzehn Monaten machte sich auf die Reise nach dem Gütchen, das sein Bruder bezogen hatte; denn der Obrist, troß den Bitten seiner Frau, seinem Neffen das größte Gut wieder zu geben, und sich selbst anzukaufen, oder wenn er mit seinem Neffen zusammen leben mußte, sich ein Haus zu bauen, blieb auf seinem Kopfe, daß dem Minister noch eine kleine Lehre gebühre, worin das Glück des Lebens eigentlich bestehe. Das Gut lag ein Paar Büchsenschüsse von dem Hauptgute ab.

Ehrenreich lächelte ein wenig spöttisch, da der Wagen dahin umlenkte. Das Häuschen war mit einer Weintapete bezogen, die vor der Thüre ein Dach ausmachte, unter dem die Familie den Mittag zubrachte.

Er ließ den Wagen halten vor dem Thore, denn es war keine Einfahrt da, und ging unter dem Dache ins Haus. Er öffnete das Zimmer; aber da trat das Schauspiel des häuslichen Glücks aus allen Winkeln ihm entgegen. Die beiden Alten spielten Schach.

Emilie, die reitzende, aufgeblühete, unter dem Sonnenscheine ihres unendlichen Glücks mit tausend Farben der Schönheit strahlende Emilie saß auf Adelstans Schooße, in liebender Vertraulichkeit. Ihre Tochter spielte auf der Tapete am Boden mit sich selbst, ein Engel von Kinde. Man kam dem Fremden freundlich entgegen. Selbst Adelstan empfing seinen Bruder mit einer so großen Herzlichkeit, mit einer so völligen Vergessenheit alles Vergangenen, daß nur ein Glücklicher so vergessen konnte.

Der Obrist nickte freundlich, und spielte fort. Der Minister erröthete doch ein wenig, da er den alten vertrauten Zeugen seiner Größe wieder sah. Emilie kam ihm freundlich entgegen, und begrüßte ihn mit dem zärtlichen Nahmen Bruder. Ich freue mich, Sie so heiter zu sehen, redete Ehrenreich sie an; aber er sah vorzüglich den Minister an. Ja, ja, lieber Thorberg, ich bin heiter, ob ich hier gleich wieder, er zeigte auf das Schachbret, mit einem Fürsten zu thun habe. Mit einem Schach, der

so gut ist, wie irgend ein Schach in der Welt. Die Königin beherrscht hier auch das Spiel, wie die Maitressen in der Welt. Der ehrliche Roche, der immer gerad ausgeht, steht ebenfalls hier auf dem Brette, wie in der Welt; unbeweglich, während die Springer und Läufer in ihren krummen Gängen sich ewig rühren, ohne zu entscheiden. Sehen Sie, ich bin hier nur etwas Besseres, als ich dort war. Ich bin hier das Schicksal selbst. Man kerkert mich hier nicht ein. Nun willkommen! willkommen! Und nun sann er wieder über das Spiel; denn der Obrist rief: Schach! bis endlich das Matt! ertönte.

Matt! sagte der Minister. Man machte mich auch einmahl matt, hob der Minister an — Es war nicht Recht, fiel der Obrist ein; denn man hatte nicht Schach gerufen; aber Emilie gewann das Spiel, und mich dünkt, lieber Freund, Sie verloren auch nichts, als eine verteufelt gefährliche Stellung.

Ich verlor; aber ich gewann die Ruhe meines Lebens, ich möchte sagen, ich gewann das Leben selbst, obwohl das ein Hofmann, wie der da, belächeln wird, wenn ich ihm sage, ich lebe erst jetzt. Es könnte ja seyn, daß ich Sie beneidete, sagte Ehrenreich, und legte allen möglichen Ernst in seine Miene.

Pfeifst du so, Neffe? haben sie dich auch matt gemacht? Matt nicht; aber müde. Das Leben, fang ich an zu bemerken, soll kein Geschäft seyn.

Warum nicht? wenn nur ein menschliches, sagte der Oheim: ein menschliches ist immer ein Genuß. Frag deinen Bruder, der diese Wohnung einen Tempel der Freude nennt, ein Paradies, und der Teufel mag wissen, wie es zugeht; wir Andren haben große Lust zu sagen: er hat Recht.

Hier nahm Adelstan seine Tochter auf, und schlang den Arm um sein Weib. Dann sagte er: habe ich so nicht Recht? Du bist Vater, Ehrenreich. Du magst nun über

mein Glück denken was du willst: habe ich so nicht Recht? Ehrenreich bot ihm die Hand, und drückte sie. Ich habe diese Stimme der Natur verkannt, sagte er ernst, oder vielmehr, man hat sie mir in meiner Kindheit verborgen. O Bruder Adelstan, laß mich hier in diesem Paradiese willkommen seyn.

Willkommen! Willkommen! riefen sie alle einmüthig, und Adelstan fiel zum ersten Mahl mit einer brüderlichen Empfindung an seine Brust.

Wie Ehrenreich allein auf seinem Zimmer war, da schlug er triumphirend in die Hände; denn daß der Obrist seinem Bruder das Gut abgekauft hatte, daß er ihn in dem kleinen Häuschen wohnen ließ, schien ihm recht deutlich zu erweisen, daß es mit der Erbschaft noch nicht seine Richtigkeit hatte. Er wußte nicht, welch eine menschliche Absicht der Alte Obrist bei dieser Einrichtung gehabt hatte. Der Minister sollte durch die Einschränkung, die sein Schwiegersohn seinetwillen sich gefallen ließ, das Opfer schätzen

lernen, das ihm gebracht war. Er sollte noch auf seine alten Tage lernen, daß ein höheres Glück in Liebe, im Vertrauen, im Entbehren liegt, als im Genuß. Aber mitten unter dieser freudigen Hoffnung sog dennoch Ehrenreichs Herz sich voll Gift. Er konnte nicht ohne Neid sehen, wie unbeschreiblich sein Bruder geliebt war. Ehrenreichs Frau war ein vortreffliches Weib; aber er haßte sie eben darum, und er fühlte recht gut, daß auch er wenigstens schon die Achtung seiner Frau verloren hatte. Er verglich die Begeisterung, womit die reitzende Emilie an dem Manne hing. Kurz, sein Bruder sollte nicht glücklich seyn, und er, er selbst hatte ihn glücklich gemacht. Konnte er ihm das je vergeben? Jetzt wäre Emilie, dachte er: mein Weib, ihr Vater noch am Ruder des Landes; ich sein Nachfolger. Jetzt bin ich nichts! gar nichts! rief er: und alles, alles durch ihn, den ewig verhaßten Menschen.

Indeß er hatte bei dem Obristen seine Absicht so halb und halb erreicht. Er reiste

wieder ab, und versprach seinen Besuch zu wiederholen. Es ist mein Bruder, sagte Adelstan. Der Obrist war der Einzige, der den Kopf schüttelte, und gar nichts dazu sagte.

Ehrenreichs Eitelkeit verdarb sein Spiel. Er hatte den Minister gestürzt. Das hatte er gekonnt, und Niemand sollte es wissen? Der Triumph sollte seiner Eitelkeit entgehen? Er hatte gelächelt, wenn man von der Begebenheit sprach; aber man verstand das Lächeln nicht, er mußte sich deutlicher erklären. Er ließ hier ein Wort gegen einen vertrauten Freund fallen, dort eins. Nun war man auf der Spur. Man forschte. Der Kammerdiener hatte jetzt, da Ehrenreich sich selbst verrieth, Niemanden mehr zu schonen. Die Sache kam aus, und nicht zu Ehrenreichs Ehre. Der Sekretair des Ministers schrieb es seinem alten Herrn.

Der las, erstarrte. Eben war die ganze Familie beisammen. O, o! rief der Minister: dieser boshafte Teufel! es ist nicht möglich! Aber hier stehts!

Was steht denn da? fragte der Obrist. Der Minister gab ihm den Brief. Der Obrist las. Er verfinsterte das Auge. Endlich sagte er mit gebrochener Stimme. Ich habe nie vor einem Menschen gezittert, nicht mitten unter den rauhen Klippen des Kaukasus, wo hinter jedem Felsen der Tod lauerte; aber dieser Mensch, dein Bruder, Adelstan, dein Bruder Ehrenreich bringt mich zum Zittern. Er wars, der seinen Beschützer stürzte, und warum? weil er seinen Bruder haßte. Emilie sollte nicht dein seyn, darum stürzte er sie, ihre Mutter, ihren Vater ins Verderben. Sie erblaßten alle, sie erstarrten. Der Obrist fing an, den Brief vorzulesen, der das ganze Bubenstück enthüllte, und mitten unter diesem Vorlesen trat der Bube mit lächelnder Freundlichkeit ins Zimmer.

Der Obrist vergaß, daß er eben gesagt hatte, wie sehr er vor ihm zittere. Höllischer Bube, rief er, da er ihn erblickte: nichtswürdiger Bube! Was willst du hier? um mein Gold herschmeicheln? Sieh, die-

ses graue Haupt soll mit deiner Schande, du Nichtswürdiger, beladen in die Grube fahren, wenn je ein Heller von dem Meinigen dein wird. Wir sind glücklich geworden durch deine Bosheit; aber das schützt dich nicht gegen den Zorn eines beleidigten Mannes. Den stürztest du, den, deinen Wohlthäter, das Mädchen, das du Ungeheuer liebtest, das wolltest du verderben, deinen Bruder unglücklich machen. Fort! Bösewicht fort! schrie er und griff Ehrenreichen an die Kehle: fort! oder ich erdroßle dich, wie ein wildes Thier. Fort! fort!

Ehrenreich sah sich entdeckt. Stolz richtete er sich empor. Ja, rief er: ich wollte Rache. Ich habe sie an dem wenigstens, der mir sein Wort brach. Du bist mir zur Hälfte entgangen, rief er sich mit einem vor Wuth erblassenden Gesicht an seinen Bruder wendend: aber du entgehst mir nicht. Da flammten meines Vaters Augen, meine Mutter, Emilie wollte in seine Arme sinken; aber er hielt sie mit der linken Hand von sich ab. Mit der rechten ergriff er sei-

nen Bruder mit eiserner Faust. Drohst du, Teufel! Dein Geschick ist erfüllt, Elender. Ehrenreich stand ohne Athem unter seiner Faust, die ihn zusammendrückte. Er nahm noch einmahl alle seine Kräfte zusammen, riß sich los, rief: ihr Mörder! und stürzte aus dem Hause, in seinen Wagen, ohne Hut, erblaßt, zitternd, und der Wagen rollte dahin. Sein Bedienter war Zeuge der ganzen Begebenheit gewesen. Alle Bande waren nun zwischen den beiden Brüdern zerrissen. Mit einer höllischen Kälte sagte er nun: mein Leben weihe ich von jetzt an der unauslöschlichen Rache! Und wäre der Bettlerstab mein Lohn, so sey er es. Ich will Rache!

Da verließ ihn der Schutzgeist der Menschlichkeit, und überließ sein Herz den Einflüssen der Hölle.

Die Rache.

Ein Jahr floß hin. Der Obrist fing an zu kränkeln. Er rieth seinem Neffen, seine Schwäche machte ihn muthloser, das Land, worin sein Bruder lebte, zu verlassen. Adelstan war zu fest an die Güter seiner Eltern geheftet. Was kann er mir thun? sagte er. Viel, viel! denk ich, fürcht ich. Zum mindsten, mein Sohn, schaffe Geld aus dem Lande, und in Sicherheit. Das versprach Adelstan, und der Obrist hielt ihn dazu an, daß er Wort halten mußte. Dann starb er. Er hatte in seinem Testamente den Ehrenreich völlig enterbt, und recht ausführlich die Gründe entwickelt, warum er ihn enterbte. Ehrenreich ließ sich eine Abschrift des Testaments senden. Dann schrieb er seinem Bruder: Es ist alles gut, Bruder

Adelstan. Die Zukunft kommt aber auch, langsam zwar, aber gewiß!

Ich war geboren. Die Obristin ging nach Rußland zurück, und Adelstan begleitete sie bis nach Riga. Bei seiner Zurückkunft fand er seine jüngste Tochter Alinen und ein neues Grab. Emiliens Mutter war gestorben. Wir lebten in tiefer Ruhe. Da brach der Vulkan seiner Rache auf einmahl aus, und das ganze Glück einer schuldlosen Familie war hin. Eine Nacht pocht man an unserm Hause. Man öffnet. Zwei Wagen von Dragonern umgeben halten vor dem Hause. Ein Offizier steigt ab, das Haus wird besetzt. Man weckt meinen Vater, man weckt den Minister. Der Offizier zeigt beiden eine Ordre, sie zu arretiren. Meine Mutter sinkt in Ohnmacht, und da sie erwacht, sind sie fort, und ihre Domestiken stehen erblaßt um die geliebte Frau her.

Wo ist er? ruft sie. Sie sind fortgebracht, man weiß nicht wohin. Die unglückliche Frau wirft sich in den Wagen.

Ihre beiden Töchter sind krank; mich nimmt sie mit, und fliegt in die Residenz. Sie läßt sich bei dem Fürsten melden, und wird abgewiesen. Sie schreibt, und erhält zur Antwort: man würde thun, was Rechtens sey. Sie verlangt ihren Mann zu sprechen, ihren Vater. Man schlägt es ihr ab. Sie erfährt nicht einmahl, wohin man die geliebten Menschen gebracht hat.

Sie fliegt zu Ehrenreich. Er empfängt sie mit falschen Tröstungen, und sagt ihr, daß er gar nichts weiß. Sie wirft sich vor ihm nieder. Es ist Rache! ruft sie. Er lächelt. Seine Frau nimmt sie in ihre Arme, und sieht ihn bittend an. Er schwört, daß er nicht das Mindeste von der ganzen Sache weiß. Er verspricht, sich bei dem Fürsten für sie zu verwenden. Er fährt nach Hofe, und kommt ohne Trost zurück. Denn der Fürst will nichts von einer Verwendung hören. Er bittet sie, sich zu beruhigen. Sie fährt von da wieder zu dem Fürsten; sie dringt ins Vorzimmer. Der Fürst ist auf der Jagd. Der Kammerdiener sucht sie zu

trösten. Sie sitzt da, bleich, verzweifelnd in einem Stuhle, und stützt das schwere Haupt auf die Lehne, und ihre Worte sind nur Seufzer.

Der alte Mann, gerührt von so viel Leiden, faßt ihre Hand, und sagt ihr: können Sie schweigen? Sie springt hoffend auf. Ihr todtes Auge funkelt; sie sieht ihn erwartend an. Können Sie schweigen? sagt er. Wie das Grab, antwortete sie. Wissen Sie gewiß, daß Ihr Vater, daß Ihr Mann nichts verbrochen haben? O ruft sie, und breitet beide Arme gen Himmel: so gewiß haben sie beide nichts verbrochen, so gewiß dort ein Gott ist, der meine Thränen sieht.

Der edle Mann seufzt. Man kann sich irren, sagt er. Sind Sie gewiß, daß sie unschuldig sind?

Unschuldig? woran? frägt sie. Unschuldig! o gewiß! gewiß! Sie muß ihm erzählen, wie sie mit ihrem Manne verlobt ist, sie erzählt ihm von ihrem Schwager. Der Alte seufzt wieder, und schüttelt den Kopf.

Fast glaube ich selbst an ihre Unschuld, obgleich — aber desto schlimmer. Können Sie schweigen? Madam, können Sie schweigen? Denn ich wage mein Leben für Sie. Können Sie schweigen, meine liebe Tochter? Sie wirft sich zu seinen Füßen. Das nicht, stehen Sie auf, geschwind! stehen Sie auf. Hier haben die Wände Ohren und Augen. Ihr Vater und Ihr Mann haben einen Angriff auf des Fürsten Leben gemacht.

Da stand sie erblaßt da. Die Beweise sind da, liebes Kind, erlogen oder nicht, sie sind da. Wenigstens Wahrscheinlichkeiten, die so viel gelten als Gewißheit. Ihr Mann hat einen Feind, einen unversöhnlichen Feind, seinen Bruder. Madam, den fliehen Sie. Er will Sie alle verderben, Sie so gut, wie Ihren Mann.

Es ist entsetzlich; aber wahr! Gerechtigkeit? o mein Himmel! Der Fürst ist erbittert. Er zittert vor Ihrem Vater, vor Ihrem Manne, die er für seine Mörder hält, und das kann kein Fürst verzeihen. Hier haben Sie keine Hülfe zu erwarten.

Hier nicht. Haben Sie Muth, haben Sie Entschlossenheit Ihren Mann, Ihren Vater zu retten?

Hier wollte sich Emilie wieder zu des Alten Füßen werfen, aber er hielt sie ab. Wir haben keine Zeit zu verlieren, liebes theures Weibchen, keine Zeit. Sie fahren von hier sogleich ab, denn morgen früh werden Sie nach der Festung gebracht, und dann ist Rettung unmöglich, also Sie fahren sogleich ab. Sind Sie mit Gelde versehen? Mit sehr vielem Gelde, antwortete sie. Desto besser! denn Ihre Reise geht weit. Ihr Mann und Ihr Vater sind in **g, dem alten Schlosse an der Gränze. Da steht ein Invalidenposten, der die Aufsicht über sie hat. Man weiß dort schon, daß sie heute abgeholt werden. Man hat nur auf der Festung einige Zimmer abgesondert, das hat den Aufschub gemacht. Hier haben Sie einen Befehl, der die Ueberlieferung der Gefangenen befiehlt. Sie müssen zwei Menschen zu Pferde bei sich haben, im Mantel gehüllt, die den Anschein einer militäri-

schen Eskorte geben. Eine große Vorsicht ist nicht so nöthig; denn dort die Invaliden und der Kastellan des Schlosses wissen selbst nicht, wer die Gefangenen sind. Sie lassen bloß dem Kastellan den Befehl überreichen. Sie stehen etwa hundert Schritte entfernt. Oder in einem Mantel, und in einem Hute können Sie sogleich Ihrem Vater und Manne Winke geben.

Emilie wollte fort. Noch nicht, sagte der Alte ihre Hand ergreifend: noch nicht. Hören Sie auch meinen Rath. Verbergen Sie sich in die tiefste Einsamkeit. Sie müssen sich trennen, jeder allein leben; denn man wird Ihnen nachspüren. Ich sage Ihnen, die Beweise eines Mordes, die Beweise eines Hochverraths sind da. Sagen Sie Ihrem Vater, sein Brief an den Leibarzt hat sich gefunden im Original. Aber mein Mann? Er ist der Schwiegersohn des Ministers. Er hat eine Reise nach Rußland gemacht. Sein Brief ist im Original da, der sagt, daß er die Schriften wegen der Erbschaft nach ** eingesandt hat. Sie starren

mich an, Kind? falsch oder wahr. Der Zorn verlangt keine Beweise, er will nur Opfer, nur Rache, und der Fürst — Kind — merken Sie das ja wohl! — der Fürst haßt keine Menschen mehr auf dem Erdboden, als die mit Ihrem Vater verwandt sind, weil er ihn einmahl geliebt hat. Und der Fürst, Kind, hat noch nie Jemandem verziehen, den er haßte, weil er selten haßt.

Fliehen Sie, so weit Sie können, meine gute gnädige Frau, verbergen Sie sich in einen verborgenen Winkel der Erde. Ist es möglich, so verbreiten Sie das Gerücht Ihres Todes; denn Ihres Mannes Bruder ist ein Mensch, dessen Rache unersättlich ist. Und nun sey Gott mit Ihnen! Gott mit Ihnen!

Meine Mutter starrte den Boden an. Es war, als wäre sie aus einem Traume voll von Seligkeit erwacht, und fände sich nun wachend in Fesseln, im Dunkel, von Schlangen und Ottern umringt. Welch eine Welt! sagte sie zitternd. Der Alte zuckte die Achseln. Dann warf sie sich an seinen

Hals, und rief: aber sie trägt auch solche Menschen wie Sie! Dann eilte sie hinab. Alles was zur Reise fehlte wurde angeschafft. Sie schrieb, — die erste Unwahrheit ihres Lebens — an ihren Schwager; bat ihn, sich für die Freiheit der Ihrigen zu verwenden. Ihre kranken Kinder forderten ihre Gegenwart.

Den treuen alten Bedienten ihres Mannes sandte sie, nachdem sie ihm, der das Leben für seinen Herrn gelassen hätte, alles entdeckt hatte, nach dem Gute, ihre beiden Kinder abzuholen, und sie nach einem bestimmten Orte zu bringen. Sie schrieb ihm eine Menge Oerter auf, wo er sie unter dem Nahmen Solen finden sollte. Er reiste ab. Sie kam Abends um elf Uhr vor dem Schlosse an, wo die Ihrigen gefangen saßen. Sie sandte einen zweiten Bedienten in das Schloß. Die Gefangenen wurden an den Wagen gebracht. Sie setzten sich ein. Der Wagen ging fort, und Emilie, ihre Arme um die beiden Männer schlingend, rief leise, mit Entzücken: ich bin es, die Euch rettet!

Der Kammerdiener hatte ihr versprochen, ihr zwei Tage Vorsprung zu verschaffen. Sie erzählte ganz kurz. Ihr Mann wollte zurück. Ich verlange Gerechtigkeit! sagte er. Sie erinnerte ihren Vater an seinen Brief an den Leibarzt, und ihren Mann an seinen Brief, über die Erbschaft nach **n. Der Minister sagte: Gott Lob! ich war verloren! wenn du mich nicht gerettet hättest, Emilie. Auch wurde leicht Adelstan überzeugt, daß sein Brief, der in seiner eigenen Erbschaftssache über des Oheims Vermögen an einen seiner Freunde geschrieben war, den Verdacht gegen ihn rege machen könnte, er sey in der Erbschaftssache des Landes geschrieben. Scherzend hatte er das Gut das Reich genannt. Der Brief war nicht angekommen, und das eben hatte die Aufmerksamkeit auf diesen Brief gelenkt. Seines Bruders Bedienter hatte den Brief zu besorgen übernommen, bei seinem ersten Daseyn. Adelstan konnte dem Flehen seiner Emilie nicht widerstehen. Sie flogen über die Gränze. Sie waren gerettet. Jenseits der

Gränze theilten sie sich. Emilie fuhr allein in männlicher Kleidung mit ihrem Vater. Ein Briefwechsel wurde verabredet mit meinem Vater. An Gelde fehlte es nicht. Denn Emilie hatte gedacht, daß sie vielleicht mit Gelde zu retten wären. Sie hatte alles baare Geld, alles Kostbare eingepackt; auch die Schriften über die Summen, die nach dem Rathe des Obristen im Auslande ausgethan waren. Sie waren gerettet.

Das Kunststück der Hölle.

Der Teufel hatte meinem Rache schnaubenden Oheim Ehrenreich vorgearbeitet. Der benachbarte Hof hatte nach langem Zögern endlich die Idee des Ministers ergriffen, sich Rußlands Vermittlung bei der Erbschaftssache zu erbitten. Das ging. Der Gesandte eröffnete dem Fürsten die Gesinnung seines Hofes. Der Fürst lehnte die ganze Verhandlung ab; aber mit einer neuen Wuth, sich des Ministers erinnernd, den er hatte aus seinen Händen entschlüpfen lassen. Nun wurde dem Fürsten der Familientraktat vorgelegt, den er allein zu besitzen glaubte. Ehrenreich wurde ins Kabinet des Fürsten geholt.

Finster sah ihn der Fürst an. Sie hatten mir damahls nicht alles gesagt, hob der Fürst kalt an. Ehrenreich hatte auf diese

Stunde gehofft. Ich hatte genug gesagt, fing er ehrerbietig an: um ein Komplott zu endigen, das Euer Durchlaucht mißfiel. Ich habe die Pflicht eines Unterthans, so groß das Opfer auch war, erfüllt; aber ich hatte auch die Pflichten eines Verwandten zu erfüllen.

Die ich an Ihnen ehre. Aber welche Opfer hätten Sie mir gebracht? Ich will Rede, deutliche Rede.

Das Vermögen meines Oheims war das Opfer, das ich Euer Durchlaucht brachte. Ich wurde enterbt, weil ich der Verräther meines Bruders wurde.

Ihres Bruders? Das soll ich noch erfahren. Ehrenreich wurde hier verwirrt, als hätte er zu viel geredet. Aber der Fürst donnerte auf ihn ein, ich will Wahrheit!

Ehrenreich wollte sich ihm zu Füßen werfen. Der Fürst hielt ihn. Keine leere Ehrenbezeugungen. Ich will Wahrheit, reden Sie!

So will ich reden, und ich appellire an Euer Durchlaucht Gnade, für den Unglück-

lichen, den ich anklagen muß, für meinen unglücklichen Bruder. Ich war, ich war das Opfer meiner Treue gegen meinen Fürsten, meiner Liebe für meinen Bruder. Euer Durchlaucht wissen, daß ich mich dem mißfälligen Projekte widersetzte. Ich liebte mit aller heftigen Leidenschaft eines jungen Herzens die Tochter des damahligen Ministers. Ich hatte das Wort des Vaters. Aber sie sollte der Preis werden, um den ich meinen Oheim verleiten sollte, seinen Einfluß für die Erbfolgesache in Rußland zu verwenden. Ich wollte meine Briefe wären noch da gewesen.

Sie waren da. Ich weiß, daß Sie ein ehrlicher Mann sind. Sie sagen die Wahrheit bis jetzt, nur weiter!

Das schlug ich ab. Ich warnte den Minister. Ich drohte mit einer Anzeige, wenn er nicht die Idee ganz fallen ließe. Er glaubte mich im Netze zu haben. Er schloß mit meinem Bruder ab, der ihm den Russischen Oheim gewinnen sollte. Er kannte

meine alles aufopfernde Liebe gegen meinen Bruder.

Hm! sagt der Fürst: ich dächte, ich hätte anders gehört. Ehrenreich lächelte. Das haben Euer Durchlaucht ohne Zweifel. Mein Haß wäre gerecht gewesen, und darum hielt man ihn für wahr. Mein Bruder nahm mir früher ein großes Vermögen, was mein war, nahm mir, was mir theurer war, meine heißgeliebte Braut. Ach, ich liebte ihn dennoch zu sehr. Man zog meinen Oheim in das Spiel. Jetzt erklärte ich, ich würde die Sache anzeigen, wenn man nicht alle Schritte entschieden zurück thäte. Aber mein Oheim drohte mich zu enterben; man wußte, wie sehr ich meinen Bruder liebte, man glaubte mich des großen Opfers nicht fähig. — — Ich brachte es! Ich habe es gebracht; und ich schonte meines Bruders, meines Oheims. Ich konnte ihrer schonen, denn noch war nichts geschehen. Meine Pflicht ist erfüllt.

In der That, ich sehe, ich bin Ihnen Dank schuldig! Jetzt aber hat sich Rußland

in die Sache gemischt. Man hat dem ** Hofe eine Abschrift in die Hände gespielt, deren Original in meinen Archiven liegt. Ehrenreich zuckte die Achseln. Ich rathe Euer Durchlaucht, sagte er heimlich, verstört, zitternd, die äußerste Vorsicht für Ihre eigene Person. Mit diesen Paar Worten brachte er den Fürsten aufs neue zum Zittern, und der Sieg war gewonnen. Der Leibarzt fiel ihm ein. Ihm schauderte.

Wissen Sie etwas, so reden Sie jetzt; oder ich muß Sie für einen Verläumder halten, sagte der Fürst mit allem Muthe, den er zusammen bringen konnte. Ehrenreich schwieg. Dann warf er sich auf einmahl dem Fürsten zu Füßen. Jetzt, rief er: gebietet meine Ehre zu reden, nicht Sie mehr, mein gnädigster Herr! Keine Gewalt hätte meine Lippen öffnen sollen; aber die Ehre gebietet. Darf ich eine halbe Stunde abtreten, um einige Papiere zu holen?

Er kam zurück. Er übergab dem Fürsten einen Brief des Ministers, worin ein

Langes und Breites über des Fürsten Gesundheitsumstände geredet, gescherzt war, worin sein naher Tod gewiß vorher gesagt wurde. Dieser Brief sprach dem Minister das Todesurtheil. Denn der Fürst las ihn erblassend, erschreckend. Entsetzlich! sagte er: und dieser Mensch, den ließen Sie entkommen? Dieser Mensch lebt noch? Diesen Brief verschwiegen Sie?

Nun hatte Ehrenreich sich eine breite Heerstraße in das Herz des Fürsten gebahnt, auf der er nun alle Lügen, und alle Unwahrscheinlichkeiten sicher nachbringen konnte. Nun übergab er die Abschrift des Familienvertrags von des Ministers Hand geschrieben. Das verstärkte den ersten Brief noch mehr. Mein Oheim, fuhr er nun langsam fort, um jedes Wort wie einen scharfen Dolch in das Herz des Fürsten zu stoßen. Mein Oheim starb zu früh, um recht thätig in Rußland zu seyn. Mein Bruder trat an seine Stelle. Hier übergab er den Brief meines Vaters. Der Fürst sah jetzt überall Mordplane, Hoch-

verrath. Er fand die Briefe voll davon. Ehrenreich vollendete seine Erzählung. Mein Bruder ging selbst mit der Witwe meines Oheims nach Rußland, die Sache dort zu treiben. Meine Tante blieb dort. Mein Bruder kam zurück, durch seine Hände gingen die Briefe. Dem Minister war der Ersatz seiner Güter, seiner Ehrenstellen versprochen. Meines Bruders Ehrgeitz wurde durch glänzende Hoffnungen befriedigt. Was für andre Pläne sie haben können, um schnell die Erfüllung ihrer entsetzlichen Wünsche zu sehen, weiß ich nicht. Denn es wurde zu früh bekannt, daß ich die Sache angezeigt hatte. Man machte sogar einen gewaltthätigen Versuch auf mich.

Hier schloß er seine höllische Erzählung. Ich verdiene eine Belohnung, mein gnädigster Fürst, das fühle ich, setzte er schmeichelnd hinzu. Ich fordre sie jetzt. Lassen Sie meinem Bruder, und seiner Familie Gnade widerfahren. Entehren Sie den Nahmen nicht, den ich zu tragen das Unglück habe.

Das Wort Gnade drang wie Gift in die Seele des Fürsten. Ich ersetze Ihnen, rief der Fürst: was Sie um meinetwillen verloren. Auch verspreche ich Ihnen das Leben der Verbrecher; aber nun kein Wort mehr von Gnade. Ich sollte meine Mörder nicht unthätig machen. Sie schweigen und bleiben heute in meinem Kabinett. Ich habe eine Arbeit für Sie, die bis an den Abend dauern möchte. Ich will Ihrer Familie Nachricht sagen lassen.

Der Fürst schloß den Verräther in sein Kabinett, übergab den Schlüssel seinem Kammerdiener. Du haftest mir dafür, daß er nicht schreibt, und Niemand sieht, bis heut Abend, sagte der Fürst streng, dann nahm er seinen Entschluß. Er sandte einen Offizier mit einer verschlossenen Ordre ab, die er erst in einer gewissen Entfernung von Meilen erbrechen durfte. Seine Absicht war, die beiden Verbrecher aufheben, und ohne daß ein Mensch errathen könnte, wo sie geblieben wären, beide in ein geheimes

Zimmer auf der Festung einschließen zu lassen, ohne daß Jemand sie sprechen sollte.

Er scheute die Einmischung des Russischen Hofes, wenn er ihnen den Prozeß machen ließe. Dann wollte er sagen, sie wären entflohen. Die Zimmer auf der Festung mußten dazu eingerichtet werden, und zwar ins Geheim. Das nahm einige Tage weg. So lange wollte er sie dem Kastellan eines alten Schlosses anvertrauen, dessen Treue er kannte. Von da sollten sie ins Geheim in der Nacht abgeholt und nach der Festung gebracht werden. Die Ordres wurden gegeben. Der Kastellan erhielt seine Aufträge, die Gefangenen aufzunehmen, und sie nur auf den eigenhändigen Befehl des Fürsten dem zu überliefern, den er senden würde.

Dieser Befehl war geschrieben. Der Fürst zog ihn zufällig, da er hinabgehen wollte, um auf die Jagd zu gehen, aus der Tasche. Der Kammerdiener sah, daß der Fürst ein Papier verlor. Er nahm es auf, um es ihm aufzuheben. Er las den Befehl an den

Kastellan, seine beiden Gefangenen abzulie-fern, dem Ueberbringer dieses Befehls.

Da sendete ein guter Geist meine Mutter; sie erhielt den Befehl, und mein Vater und ihr Vater waren gerettet.

Der Fürst kam zurück. Er durchsuchte seine Taschen, dann seine Papiere. Er ließ auf dem Korridor nach einem Blatte von seiner Hand suchen. Wenn es nicht auf der Jagd verloren ist, sagte der Kammerdiener. Ein Jäger, der gefragt wurde, meinte, daß er ein Blatt hätte liegen sehen. Man sendet ihn fort. Er fand nichts. Der Fürst schrieb einen andern Befehl. Den Tag darauf ging ein Wagen ab mit einigen Dragonern. Schon fort! sagte der Kastellan, auf einen eigenhändigen Befehl des Fürsten. Der Dragoneroffizier fütterte, blieb den Morgen, kam zu Nacht wieder in der Residenz an. Er meldete sich zum Rapport. Der Kammerdiener wies ihn ab. Der Fürst sey beschäftigt. Er solle den andern Morgen wieder kommen. Der Fürst fragte; bekam

ausweichende Antworten. Darüber ging noch ein Tag hin.

Endlich erhielt er Nachricht. Er tobte; aber er wußte sich an Niemanden zu halten. Seine Befehle waren erfüllt; aber die Gefangenen waren nicht auf der Festung angekommen. Man sendete an den Kastellan. Der kam und zeigte den Befehl des Fürsten vor. Der Fürst sann sich fast schwindlich, wer der Befreier seiner Gefangenen gewesen seyn könnte. Ehrenreich war nicht aus der Stadt gewesen. Die Tochter des Ministers war verschwunden, auf dem Gute war sie nicht. Der Fürst hatte ihren Wagen gesehen, da er auf die Jagd ritt. War sie hier? wollte sie mich sprechen? fragte er den Kammerdiener. Sie waren kaum fort, antwortete er. Kam sie über den Korridor, über den ich gegangen war? fragte er zornig. Ja, sie kam daher. Verdammtes Schicksal! Da zog ich mein Taschentuch hervor. Da verlor ich den Befehl, da fand sie ihn.

Es flogen auf allen Straßen Leute nach. Vergebens. Das Gut, das ganze Vermö-

gen Adelstans würde eingezogen. Man citirte die beiden Entflohenen in allen Zeitungen, unter der Drohung, ihre Güter einzuziehen. Sie waren verschwunden, und blieben verschwunden. Keine Nachforschungen halfen. Ein Gerücht sagte, sie wären nach Rußland gegangen. Das glaubte der Fürst. Er ließ sie als Hochverräther verdammen, ihre Güter einziehen, und das Urtheil wurde in den Zeitungen bekannt gemacht. Niemand erfuhr recht, worin ihr Verbrechen bestanden hatte; aber sie waren entflohn, und so war ihr Verbrechen gewiß. Ehrenreich erhielt das Vermögen seines Bruders. Er hatte den Lohn seiner Teufelei, und jetzt nun die höllenschwere Arbeit, die sein ganzes Leben verbitterte, vor jedem Zufalle zu zittern, der seine Betriegerei und seines Bruders Unschuld an den Tag bringen konnte. Jede finstre Miene des Fürsten schien ihm sein Todesurtheil, jede fremde Gestalt schien ihm ein Ankläger, jedes Gesicht, dem die Natur nur einen Zug seines Bruders gegeben hatte, schien ihm sein Bru-

der selbst, und der Teufel äffte seinen Kameraden; denn er sah in jedem fremden Gesichte den beleidigten Bruder. Sein Gewissen gab die Züge dazu her.

Meine beiden Schwestern waren so krank geworden, daß der Bediente, der sie holen sollte, die Unmöglichkeit sah, sie mit zu nehmen. Er reiste traurig ab. Wie die Güter durch den Fürsten in Besitz genommen wurden, da that Ehrenreich die beiden Kinder, die sich erholt hatten, in eine fremde Pension zur Erziehung.

Da er die Güter selbst erhielt, ließ er die beiden Kinder unter Fremden; aber er trennte sie. Die jüngste, Aline, wurde unter dem Nahmen Laurent, durch die dritte Hand, zu einem Landprediger gethan. Meine ältere Schwester, Stephanie, die fünf Jahre alt war, und ihren Nahmen schon kannte, kam in eine noch entferntere Pension, auch unter einem fremden Nahmen. Ehrenreich sagte dem Vorsteher: das ist die Tochter meines unglücklichen Bruders. Sie soll seinen

Nahmen nicht führen, und ich sage Ihnen das Geheimniß, um das Kind nicht unglücklich zu machen. Denn der Fürst ist so erbittert, daß ich nicht wagen darf zu sagen, es ist noch ein Kind von meinem Bruder am Leben. Sie hieß dort Stephanie Bugor, eine junge Russin, die ein Verwandter in Deutschland gelassen, um sie wieder abzuholen. So waren meine armen Eltern hingeopfert von diesem Bösewicht, meine Schwestern verschwunden, ihres Nahmens beraubt, Fremden hingegeben, und der Teufel triumphirte; er war ein sehr reicher Mann, und hatte die Gnade des Fürsten, er stieg zu dem Amte des Justizpräsidenten, und unter diesem Nahmen regierte er, da der Fürst sich von nun an meistens im Auslande aufhielt, unter diesem Nahmen fast allein. Denn er allein hatte das Ohr und das Vertrauen des Fürsten. Wäre nicht die geheime Furcht gewesen, die ihn beständig mit einer unsichtbaren Geissel peinigte, so wäre er glücklich gewesen. Dank dem Himmel! er war es nicht. Denn da ich in seinem

Hause lebte, da sah ich ihn zittern vor jedem dreisten Worte, vor jedem Weh, was ich, ein unbedeutender Fremder, über sein Verbrechen ausrief.

Sein Verbrechen war seine Hölle, und seine Phantasie war der Teufel, der sie in jeder einsamen Stunde aufschürte.

Ehrenreich spricht dem Schicksal Hohn.

Meine Familie hatte schnell alle ihre Gelder gehoben, die au porteur standen. Sie flohen in die Schweitz, und hier in einem stillen Thale, vergessen von der Welt, und die Welt vergessend, lebten sie in dem stillen Kreise ihrer Liebe glücklicher als je. Man sendete den alten treuen Bedienten noch einmahl nach Deutschland, mit einem Briefe an den Kammerdiener des Fürsten, um meine beiden Schwestern zu schaffen. Der Kammerdiener antwortete. Aline war an ihrer Krankheit gestorben. Das Gerücht hatte Ehrenreich auf eine so geschickte Weise auszubreiten gewußt, daß Niemand daran zweifelte. Stephanie, schrieb der edle Mensch, lebt und lebt glücklich; zwar unter einem fremden Nahmen! aber glücklich. Jetzt ist alles zu neu, zu aufmerksam. Lassen

Sie mir einige Monathe Zeit, und Sie sollen Ihre Nichte wieder erhalten. Ich will Ihnen Nachricht geben. Ich verbrenne jede Zeile, die ich von Ihnen habe. Ihr Schwager ist ein Bösewicht; allein unangreiflich, so lange der Fürst ihn schützt.

Bei den Worten lächelte Adelstan. Unangreiflich? Ich weiß, mein Bild steht wie ein drohendes Gespenst in jedem stolzen Traume seiner Größe.

Aber dieser Brief empfahl ihnen eine unausgesetzte Vorsicht, die Emilie schlechterdings nach ihren Ideen durchsetzte. Sie trennten sich. Emilie lebte in einem Häuschen, das sie gekauft hatte, mit mir, hundert Schritte davon wohnte mein Vater mit dem Minister. Sie waren einige Monathe später gekommen. Sie kannten sich nicht. Sie machten Bekanntschaft, und man hielt sie überall für zwei Familien; eine Deutsche mit ihrem Sohne, und zwei Franzosen, Vater und Sohn.

Es war fast unmöglich, sie so zu entdecken, ob sie wohl fast den ganzen Tag bei-

sammen waren. Ich hieß ihr Sohn, du kennst die Fabel, die man mir beigebracht hatte, über meine Herkunft. In den Armen seiner Kinder starb der Minister, und sagte sterbend: vergebt ihm, vergebt ihm, denn er hat uns glücklich gemacht. Mein Vater zog nun zu uns, unter den Nahmen meines Lehrers. Ihm habe ich viel, meiner Mutter alles zu verdanken.

Ein Kummer lag noch immer auf den Herzen meiner Eltern, die Abwesenheit, die Ungewißheit sogar über das Schicksal ihrer Tochter Stephanie. Sie war aus der Pension weggenommen. Man that sie in eine andere. Hier erschien sie unter dem Russischen Nahmen. Man hatte sie über ihren wahren Nahmen ungewiß gemacht. Man hatte sie bedroht, wenn sie je wagen würde, diesen Nahmen über ihre Lippen kommen zu lassen, und in der Residenz wurde verbreitet, als wäre sie gestorben. Gewiß war es nicht, wenigstens nicht für den Kammerdiener und meine Eltern. Das war ihr Kummer.

Einen Morgen nahm mein Vater sein Portrait von dem Busen seiner Frau. Er gab es mir, kennst du den Mann? fragt er mich. Ich war neun Jahr alt. Ich kannte es nicht. Er lächelte. Wie ich fort bin, sagt er: meinst du Emilie, daß mich Jemand kennen würde, meine alten Bekannten? Mein Schweitzerdialekt, eine andre Kleidung, sieben Jahre Abwesenheit? Und hätte er Stephanien in den Abgrund der Erde verborgen; das Vaterauge würde auch dahin dringen. Sie sprang heftig auf, sie rief: Adelstan, denke daran, was du mir versprachst, bei dem Sarge meines Vaters.

Ich versprach Emilien, antworte er lächelnd: nie wieder mit meinem Bruder in irgend eine Verbindung zu treten, das Land nicht zu sehen, wo er lebt, nie meinen väterlichen Nahmen wieder anzunehmen, auf ewig in unsrer Verborgenheit zu leben. Das versprach ich, ich will es halten, halten, selbst wenn der Fürst stürbe, der uns verfolgt. Aber Stephanie lebt. Ich will sie sehen, ich will sie an dein Herz führen.

Und ich würde vor Angst sterben, Adelstan. Nein, wir wollen tragen, laß noch einige Zeit dahin gehen. Wir müssen erst sicher seyn.

Aber dieser Gedanke wirkte doch auch in dem Herzen der Mutter. Jetzt fing ihr an, das Thal, worin sie lebte, zu eng zu scheinen. Sie beschlossen beide, sich wieder dem Vaterlande mehr zu nähern, und der geliebten Tochter. Sie verkauften ihr Eigenthum, und beschlossen, ihren Wohnplatz in der Pfalz aufzuschlagen. Auch gebot das ihnen ihre eigene Sicherheit. Der Minister hatte in seiner Krankheit phantasirt. Er nannte seinen eigenen Nahmen, den Nahmen Thorberg, den Nahmen des Fürsten, der ihn verfolgte. Der Prediger sowohl als der Arzt hatten das oft gehört. Man errieth zwar ihre Geschichte aus diesen unzusammenhängenden Reden nicht; aber man vermuthete doch mehr als gut war. Man plauderte in der Nachbarschaft von einem Herrn von Thorberg, von Emilien, von einem Fürsten, vor dem sie geflohen waren, und oben-

ein hatte der Minister durch sein Deutschreden in der Phantasie sein Vaterland verrathen. Sie waren hier nicht mehr sicher.

Sie reisten ab. Sie waren entschlossen, über den Züricher See nach Zürich zu reisen. Eine Schwäche Emiliens verhinderte das. Wir gingen zu Lande, nur der alte treue Bediente meines Vaters ging mit etwas Gepäck auf dem Marktschiff nach Zürich. Ein Windstoß ergriff das Schiff, und warf es an die Felsen. Wenige Menschen wurden gerettet. Nur der alte Bediente erreichte das Land mit wenigen Menschen.

Hier gab der Zufall meinen Eltern, wornach sie so lange sich gesehnt hatten, die Gelegenheit, ihren Tod auf eine sehr natürliche Art verbreiten zu können. Das Unglück war nahe bei Zürich geschehen. Die Geretteten wurden in Zürich gerichtlich über die Umstände des Schiffbruchs und über die Personen, die das Leben dabei verloren hatten, vernommen. Der Alte, ein sehr gescheidter Mensch, der in alle Geheimnisse un-

ſerer Familie eingeweihet war, ließ dieſe gute Gelegenheit nicht entſchlüpfen, ſeine geliebte Herrſchaft ganz zu beruhigen. Er bat die Gerichtsperſon um ein geheimes Gehör, und nach einigem Zögern entdeckte er ihr die Geſchichte ſeiner Herrſchaft, und fragte ſie um Rath, ob er, da ſie todt wären, wohl ihre wahren Nahmen nun entdecken müßte. Es war wirklich unter den Ertrunkenen ein Mann, eine Frau und ein Knabe geweſen, die nach Zürich gewollt hatten. Man nahm darüber ein Protokoll auf, und der Alte bat, den Tod der Familie an den Juſtizpräſidenten von Thorberg nach Deutſchland zu berichten. Der Alte flog meinen Eltern nach Horgen entgegen.

Sie reiſten in einem verſchloſſenen Wagen nur durch Zürich durch, und in einem fort nach Deutſchland. Der Bediente ließ ſich in Zürich einen Paß geben, worin dieſer Umſtand des Schiffbruches und der Nahme ſeiner Herrſchaft angeführt war. Damit ging er zurück nach dem Orte, wo wir vorher gelebt hatten. Nun darf ich ſagen, er-

zählte er dem Prediger, dem Arzte, den Einwohnern: wer meine unglückliche Herrschaft war. Der Schiffbruch war hier schon bekannt, man hatte die liebenswürdige, tugendhafte Familie schon beklagt. Man fand gar nichts, was dem nur leise widersprochen hätte. Der Arzt, der Prediger des Orts gaben dem treuen Menschen gerichtliche Zeugnisse, daß er seiner unglücklichen Herrschaft hier treu gedient hätte. Er forderte einen Todtenschein über den Tod des Ministers. Er erhielt ihn, der Prediger erzählte in dem Todtenscheine, wie der Verstorbene in dem Phantasiren auf dem Sterbebette seinen wahren Stand und Nahmen verrathen hätte. Mit diesen Zeugnissen ging er nach Deutschland, und gerade zu Thorberg, der vor einigen Wochen das Protokoll aus Zürich über den Tod seines Bruders, seines Neffen und seiner Schwägerin erhalten hatte.

Der Bediente forderte von dem Erben seines Herrn seinen Gehalt für das letzte Jahr noch, und zog das Zeugniß hervor. Eh-

renreich las, und immer lächelnder wurde sein Gesicht. Er ließ sich von dem Alten alle Umstände erzählen. Er zahlte ihm den Lohn zweier Jahre, und da er nun auch als der Erbe des Ministers Ansprüche zu machen hatte, so ließ er sich von Zürich aus bestimmtere Nachrichten über den Tod des Ministers senden. Der Arzt, der Prediger, die Menschen des Orts, wo wir gelebt hatten, wurden verhört, über die nähern Umstände unsers dortigen Lebens, und über die Wirklichkeit der Personen. Man sendete von dort sogar einzelne Papiere von meiner Eltern und des Ministers Hand. Alles wurde erwiesen; Ehrenreich kündigte den Tod seiner Verwandten gehörig an. Er machte dem Fürsten eine Anzeige, und der Fürst ließ sich durch den Tod der Unglücklichen versöhnen. Jetzt fiel ihm die alte Liebe zu dem Minister wieder ein, die bis in seine Jugendjahre reichte. Er schlug jetzt den Prozeß ganz nieder, stellte den Nahmen und die Ehre seines alten Freundes wieder her, gab einen Theil der Güter des Ministers an den Erben

desselben, Ehrenreich, als Erbschaft zurück. Ehrenreich stellte nun vor, daß die Ehre seines Bruders wieder hergestellt werden müsse, da er weit weniger schuldig gewesen sey, als der Minister, und daß er die Güter seines Bruders unter dem Titel eines Familienlehns ehrenvoller besitze, als eines Geschenks. Das bewilligte der Fürst. Die Einziehung der Güter wurde aufgehoben, und Ehrenreich nahm Besitz von den Gütern seines Bruders als nächster Agnat, oder Erbe desselben. Der Minister und sein Bruder wurden für unschuldig erklärt, und sie nach ihrem Tode in alle ihre Rechte, mit aller juristischen Sicherheit, wieder eingesetzt, die jetzt Ehrenreich als Erbe übernahm.

Diese Handlung söhnte ihn mit sich selbst aus. Er hatte die beleidigten Schatten nach seiner Meinung versöhnt, und das Bild seines Bruders verschwand nun aus seinen Träumen. Denn er fürchtete nicht den Schatten, er fürchtete den lebenden Bruder, er zitterte, daß der Tod des alten Fürsten den Bruder wieder in sein Vaterland zu-

rückrufen möchte. Er zitterte vor dem drohenden Auge, vor dem zürnenden Gesichte, vor dem rächenden Arme Adelstans. Jetzt stand er triumphirend auf seinem Grabe. Wie alles geschehen war, wie er nun im Besitz der reichen Güter war, seines Bruders und des Ministers, wie er nun alle Zwecke erreicht hatte — Aber ein Funken der Hölle glomm doch noch fort in den Tiefen seiner Seele! — Stephanie und Aline! — Da sah er mit stolzem Triumphe gen Himmel, und rief: jetzt habe ichs erreicht! wornach ich arbeitete, wornach ich rang. Nun ist er hin, der, ich weiß nicht wie, mich doch immer zum Zittern brachte. Nun fordre ich euch auf, ihr neidischen Mächte, mich zu stürzen, wenn ihr könnt. Der Mensch, rief er, und stellte sich höher und stolzer in den Tempel des Ruhms, den sein Bruder auf dem Gute des Ministers erbaut hatte: o der Mensch ist allmächtig, wenn er will, wenn er denkt! Hier stehe ich glücklich, geehrt, reich; Herr hier, so weit mein Auge schaut; er sah in die ferne

Weite, er maß sie triumphirend: und alles, alles durch mich!

Ein ferner dumpfer, leise rollender Donner aus einer grauen Wolke am Horizonte antwortete ihm, und der stolze, allmächtige Mensch erblaßte vor der Stimme eines Zufalls. Der einzige Funken in seiner Seele wurde eine wallende Feuerflamme. Er schlich sich ängstlich in sein goldenes Zimmer.

Das verhöhnte Geschick erhebt die rächende Hand.

Jetzt aber fand meine theure Mutter keine Schwierigkeiten mehr, meinen Vater nach seinem Vaterlande gehen zu lassen, um Nachricht von seiner Tochter einzuziehen, da der alte treue ehrliche Mann wiedergekommen war, und von alle dem Nachricht mitbrachte, was Ehrenreich gethan hatte. Mit einer kleinen Vorsicht, sah sie recht wohl, konnte er jede Entdeckung vermeiden. Er ging in sein Vaterland. Er erkundigte sich in der ersten Pensionsanstalt, wo Stephanie gelebt hatte, nach ihr. Man gab ihm Nachricht, wohin sie gebracht war. Denn der Nahme Stephanie Bugor, den Ehrenreich nicht verändert hatte, hatte diese Menschen zufällig auf die Spur gebracht.

Der hoffende Vater flog dorthin, und fragte nach Stephanie Bugor. Sie war auch hier nicht mehr; aber sie war doch hier noch gewesen, wie Ehrenreich ihren Tod hatte verbreiten lassen, und sie war gesund gewesen, blühend, ohne irgend eine Schwäche, die ihren frühen Tod hätte müssen befürchten lassen.

Er forschte überall nach; aber er erfuhr nichts. Indeß er hörte doch in beiden Anstalten, daß seine Tochter gut gehalten, und reichlich unterhalten wäre. Die Zeit wird kommen, rief er: wo ich auch fragen darf, wo ist meine Tochter, Barbar? Er kam auf seiner Rückreise zu uns, nahe an seinem ehmaligen Gute weg. Es reitzte ihn; das Grab seines Vaters, seines Großvaters, seines Oheims zogen ihn fast mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Er war zu Pferde. Er hatte Emilien versprochen, sich in keine Gefahr zu begeben; aber da sah er in der Ferne den blauen Thurm, die hohen Pappeln, die über das Dorf wegragten, da sah er den Thurm des våterlichen Hauses. Er

konnte nicht widerstehen. Er sprengte heran. Hinten im Parke lag die kleine Kapelle, und rings um die Gräber seiner Vorfahren mit weißen einfachen Steinen, die nichts als die Nahmen enthielten. Der Platz war ganz abgesondert vom Dorfe, und vom Gute. Hieher ritt er, alles war ringsum so still, so einsam, so menschenleer. Ein Knabe hütete dort am Graben ein Paar Ziegen. Er bat den Knaben, ihn auf ein Paar Minuten lang sein Pferd zu halten. Der Knabe nahm den Zügel des Pferdes, und mein Vater trat die Wallfarth nach den Gräbern seiner Vorfahren an.

Rasch schritt er um die Gebüsche weg, den fast gar nicht betretenen Fußpfad, und trat dann unter den dunkeln Dom alter, schwarzer Fichten, dann in den stillen Kreis hoher trauriger Zypressen, und Thränenweiden, welche die Kapelle und die Gräber umgaben. Da stand er zwischen den Gräbern. O seh ich dich wieder, heiliges Land? sagte er leise, rings umherschauend nach den bekannten Gegenständen. Er setzte

sich auf das Grab meiner Schwester, die nur das Leben mit einem kleinen Blicke, mit einem Athemzuge, mit einem Seufzer begrüßt hatte, und dann gestorben war. Die Inschrift hatte ihn immer gerührt, er las sie noch einmahl: sie starb, ehe das Leben sie genannt, ehe sie das Leben gekannt hatte. Neben dem Grabe lagen die Gräber seiner verstorbenen Brüder und Schwestern, die er alle so sehr geliebt hatte. Ach, seufzte er und wischte eine Thräne mit fast bittrer Wehmuth vom Auge: Ihr liebtet mich, und starbt, und er? er? er lebt allein? allein von allen. Dann ging er an des Oheims Grab, dann zuletzt setzte er sich auf seines Vaters Grab hinter den Stein, der ihn ganz verdeckte.

In dem Augenblicke — o ich glaube an eine Vorsehung; denn, sage mir Buol was ist das Wort Zufall? eine Gotteslästerung, wenn mein Daseyn keine ist — Eben in dem Augenblicke tritt Ehrenreich hinter den Zypressen hervor, den nähern Weg durch die Gräber in das Haus zu gehen. Eben hat

er einen finstern Blick auf die Gräber geworfen, und sieht nichts. Alles ist still, einsam. Eine Sekunde lang sieht er nur weg, dann sieht er wieder hin, und erblickt auf dem Grabe seines Vaters seinen ermordeten Bruder stehen. Da faßte ihn die Hand, die kalte Gespensterhand des Entsetzens, da läuft ihm ein erstarrender Eisstrom den Rücken hinab, bis an die Ferse. Blei hängt an seinen Sohlen. Das Schrecken sträubt sein Haar, er will fliehen, kann nicht, er sieht wieder hin, und alles ist still und einsam. Die Gestalt ist verschwunden.

Mein Vater sieht einen Menschen vor sich, er weicht hinter die Bäume, schnell und verläßt den Park, steigt zu Pferde und verschwindet auf Nebenwegen.

Ehrenreich raffte sich auf, und eilte dem Hause zu. Hier erst unter Menschen kommt er zur Besinnung. Er sendet sogleich einige Leute in den Park, mit dem Auftrage, genau zuzusehen, ob sie nicht einen Menschen erblicken, um den Gräbern her, in der Ge-

gend. Er geht indeß auf sein Zimmer, und lächelt, und erschrickt aufs neue, denn er kann nicht läugnen, er hat seinen Bruder gesehen. Ein Zufall kann das nicht seyn, denn er selbst ist erst vor einer Stunde hieher gekommen, selbst durch einen Zufall, gegen seinen Willen. Gegen seinen Willen hat er den Weg bei der Grabstelle weg genommen, er besuchte sie niemahls, und heute mußte er diesen Weg nehmen.

Das war sein Bruder, der da stand, starr, wie eine Bildsäule, ohne Bewegung, ohne Leben, die Augen drohend auf ihn gerichtet. Das war sein Bruder! Das konnte ihm Niemand abstreiten. Seine Sinne konnten ihn nicht betriegen, denn er war ruhig gewesen, er hatte an nichts weniger gedacht als an ihn. Es war mein Bruder! rief er ernst, oder es war — er stand an, es heraus zu sagen — es war der Teufel, der mich necken will.

An dem Tode seines Bruders kann er kaum zweifeln. Er reist ab, er liest alle die Zeugnisse noch einmahl mit großer Be-

dächtigkeit, alle die Zeugnisse, die er von der Schweitz erhalten hat, und doch lebt er! ruft er: er lebt! denn ich sah ihn. Oder wäre es ein höllisches Gespenst, was ich sah? fragte er mit einem Schauder.

Mitten in seinem Triumphe faßt des Schicksals kalte Hand an sein Herz, und die Freude ist dahin. Er spottet über sich selbst, er heißt sich heimlich einen Narren. Mitten in der rauschenden Fröhlichkeit seiner Feste erzählt er selbst die Begebenheit mit einem Todten, den er gesehen hat, nach dem Tode, als einen Beweis, wie stark die Einbildungskraft ist, und lockt seine Gäste durch sein lautes Gelächter zu einem noch lautern Gelächter. Nur seine Frau lacht nicht, sie sieht ihren Mann an, sie sieht die geheimen Zeichen seines Ernstes unter dem Lachen. Wie sie allein sind, sagt sie: du sahst deinen Bruder? Sie frägt das mit einem geheimen Schauder, der mit einer neuen Todeskälte sein Mark durchbohrt. Er sieht mit wilden Blicken umher. Es war

meine Einbildung, sagte er mit leiser Stimme.

Wie? sagte sie und legte ihre warme Hand auf seine: wenn es nun sein Geist gewesen wäre! Da schien ihm ihre Hand kalt wie Eis, es war, als ergriffe ihn die Hand eines Todten. Mich dünkt, fuhr sie fort: es war nicht alles unter Euch, wie es unter Brüdern seyn sollte. Ich habe ihn nicht ermordet! rief er mit lauter donnernder Stimme. Ich habe ihn nicht beleidigt! Schweig! Seine Gemahlin schwieg; aber von nun an schwieg eine innere Stimme nicht, die ihm immer zurief: wenn es nun dein Bruder gewesen wäre! Er vermehrte von diesem Tage an die Pension meiner beiden Schwestern.

Du wirst dich wundern, Buol, woher ich dieses alles weiß. O vergiß nicht, daß ich anderthalb Jahre lang in der Residenz lebte, daß ich Nally's Bekanntschaft auf einem Balle machte, daß mein fröhliches, sorgenloses Wesen sie anzog, und daß ihr Liebreitz, ihr Witz, die Freiheit, womit sie sich über alle Verhältnisse wegsetzte, ohne

eins zu beleidigen, was so schwer ist, mich an sie zog. Sie wollte ihr Spielzeug aus mir machen, wie sie gewohnt war. Dazu fühlte ich mich zu gut, obgleich sie die Tochter des allgebietenden Präsidenten war. Wir trennten uns, und näherten uns wieder. Es entstand eine seltsame Art von Freundschaft unter uns, die eben der Seltenheit wegen mich desto fester anzog. Ich erwarb mir ihr Zutrauen, da ich ihr nach einigen Besuchen recht frei sagte, ich sey kein Edelmann von Reichswegen, sondern aus meiner eigenen Machtvollkommenheit. Sie lachte laut, aber blieb unverändert meine Freundin. Sie hat Charakter, sagte ich.

Wir machten aus unsrer Bekanntschaft ein drolliges Ding von Geistertausch, von Witzhandel. Die lachende Außenseite täuschte mich sehr lange über das Innerste ihres Herzens, aber unsre Geister wurden in der That so vertraut, wie Menschen von verschiedenen Geschlechtern werden können. Sie sagte mir offen, daß sie nie für einen Mann so viel Neigung gefühlt hätte, als

für mich, und versicherte, da ich unmäßig lachte, mich dessen sehr ernsthaft. Ich wollte, rief ich, es würde eine Leidenschaft, ich wollte doch sehen, wie Sie den Abstand zwischen unsern Verhältnissen ausgleichen würden.

Ich würde nicht so rasend seyn, sagte sie: das zu wollen. Ich ehre die Verhältnisse als den Rahmen um ein Gemälde. Der Rahmen ist nichts; aber das Gemälde muß doch nun einmahl einen Rahmen haben. Ich hatte tausendmahl so gedacht, ich hatte tausendmahl über den Rahmen gespottet, aber ich hielt ihn für eben so nothwendig als sie. Ich sagte das, und es war gut. Wir gewöhnten uns mehr an einander, und wurden täglich vertrauter. Da aber thaten wir Blicke einer in des andern Herz. Sie nannte mich einen Heuchler, ich sie eine Ungläubige. Ich lasse Ihnen, Solen, Ihre Begeisterung hingehen, sagte sie: denn ich weiß, welch ein unwiderstehlicher Reitz sie ist. Ein muthiger, fröhlicher Mann, der auf einmahl sein Auge gen Himmel hebt,

und Zauberformeln spricht, mit dem frommen funkelnden Auge eines Priesters, auf dem Dreifuße von seiner Gottheit begeistert, und gar eine verstohlne Thräne an der Augenwimper, der thut seine Wirkung, wie irgend ein gescheidter Theatercoup. Aber mir sollen Sie sagen, der Dreifuß ist von Pappe mit Goldschaum überzogen, und die Thräne ein Tropfen gemeines Wassers.

O, rief ich, und schlang meine Arme um ihren Leib: und diese geheuchelte Kälte in dieser warmen lebenvollen Brust, von der das Köpfchen, das den gemeinen Gang des Lebens so tief verachtet, das Herz gern bereden möchte, sie sey wahr; ist diese denn minder Heuchelei, als meine Begeisterung? Hat denn der Kopf allein das Recht, seine Schöpfungen für ewig auszugeben? Ja! darf das Herz denn, und zwar in seinen schönsten Augenblicken, darf mein Herz nicht in seiner schönsten Stunde glauben, daß die Liebe, womit ich Sie, Nally, umfasse, mehr

ist, als ein leidiges Spiel des Witzes? oder als eine verächtliche Empörung des Bluts? Ich bin auch kalt, kalt, wie Eis, mein Kopf stellt die Pyramide so gut auf die Spitze, wie der Ihrige; aber soll nicht das Herz so viel Rechte haben, als der Kopf? und wer weiß, wer Recht hat, das Köpfchen, das wie der Papagey sein Wort, seinen Witz für Zucker gelernt hat, oder dieser innere Geist, diese Empfindung, die uns Räthsel sagt, ohne sie zu lösen; aber Räthsel, welche die Brust mit schönern Hoffnungen füllen, als das Köpfchen geben kann.

Wir verstehen uns gar nicht, und Sie sind in der That, ich möchte sagen, ein ganz gewöhnlicher Heuchler, der nur Witz genug hat, um von etwas anderm zu reden, als wovon die Rede ist. Ich fürchte, ich werde mein Vertrauen zurücknehmen, Solen. Sie sind so vieler Freundschaft nicht werth, Sie sind in der That undankbar.

Ich merkte damahls noch nicht, daß wir uns gar nicht verstanden. Ich meinte, sie

wollte nur durch den Kopf erwiesen haben, was sie gar nicht glaubte.

Aber wir traten immer näher zusammen. Sie gab mir zu, daß man durch die Phantasie verführt werden könnte, sie führte ihren Vater an, der seinen eigenen Bruder nach dem Tode gesehen hätte. Und Sie werden es zugeben, mein Vater taugt am wenigsten zur Geisterseherei.

Ich fragte nach den nähern Umständen, und sie erzählte mir meines Vaters Begebenheit etwas verschönert für ihren Vater, aber doch wahr. Sie wußte tausend Kleinigkeiten von ihrem Vater, theils von ihrer Mutter, theils von dem alten Kammerdiener ihres Vaters, der sein ganzes Vertrauen besaß, und von ihrer Mutter Jungfer, welche die Gabe hatte, mit Hülfe von feinen Ohren, und Thürspalten, und Brieflesen hinter alle Geheimnisse der Familie zu kommen, mit der sie lebte. Sieh, Buol, so erfuhr ich tausend Geheimnisse, und meine

Mutter erstaunte, da ich mehr von der Begebenheit meiner Eltern wußte, als sie selbst. Nally beschrieb mir meinen Vater als einen edlen Menschen, und so fing sein Geschick an mich sehr zu interessiren.

Die Mutter findet ihre Tochter.

Mein Vater kam zurück ohne Trost. Wir lebten noch einige Jahre in der Pfalz. Meine Mutter war so vorsichtig, mir alles zu verschweigen, denn sie sah voraus, daß die ganze Last des Hasses ihres Schwagers auf mich fallen müßte, wollte er sicher in dem Besitze seines Reichthums bleiben. Ich erfuhr also über das Verhältniß meiner Eltern nichts. Mein Vater war nur mein Lehrer, und meine Mutter nur meine Pflegemutter, aber doch hingen wir mit unendlicher Liebe aneinander.

Da starb mein Vater. Meine Mutter nun die einzige Besitzerin des Geheimnisses mit dem alten Bedienten, war jetzt durch den Kummer so verändert, daß sie es wagen konnte, sich ihrem Vaterlande wieder zu nähern. Ich war funfzehn Jahr alt, ich

wurde auf eine berühmte Schule gebracht, und meine Mutter fing nun an ihre Tochter zu suchen. Der alte treue Bediente, ohne ein Wort zu sagen, arbeitete ganz im Stillen, den Aufenthalt meiner Schwester Stephanie herauszubringen. Er ging in die Residenz, wurde Bedienter bei Thorberg selbst, der seine Treue kannte. Kein Brief ging aus dem Hause, den er nicht sah, und endlich kam der erwünschte Brief an Mamsell Stephanie Bugor. Meine Mutter erhielt sogleich Nachricht, und sie flog in die Stadt, wo diese Pensionsanstalt war.

Meine Mutter meldete sich bei der Vorsteherin dieser Anstalt als Lehrerin im Zeichnen, in der Musik, im Französischen, forderte kein Gehalt, und wurde, da man sie geprüft hatte, mit offenen Armen aufgenommen. Stephanie lebte hier nicht mehr als Schülerin, sie war siebenzehn Jahre alt. O die schöne Stunde, da die Mutter zum ersten Mahle ihre Blicke auf ihre Tochter heftete, die Züge, die geliebten Züge des Vaters in dem Gesichte erkannte! O die

kostbaren Minuten, da die Mutter sich um das Vertrauen, um die Liebe der Tochter bewarb, und mehr als das, und auch ihre Achtung erhielt! O die Stunde, da die Mutter und Tochter zum ersten Mahle einander in die Arme fielen, ohne daß die Tochter ihre Mutter kannte, und die Tugend das Band knüpfte, das ein Bösewicht zerrissen hatte. Stephanie nannte sie Mutter, Emilie ihre Tochter Tochter; aber sie fürchtete sich noch immer, das Geheimniß in den Busen ihres Kindes zu legen. O hätte sie es gethan!

Aber das unerbittliche Geschick ging seinen schweren, rächenden Gang; und Buol, Buol! ich frage oft: ist es nun versöhnt durch so viele Opfer? theure Opfer?

Ehrenreich hat zwei Kinder, einen Sohn und Nally. Seine Frau, ein vortreffliches Weib, für die Ruhe, für den Genuß der häuslichen, stillern Freuden gemacht, entzieht sich den rauschenden Festen der großen Welt, unter dem Vorwande einer Kränk-

lichkeit. Ehrenreich, der längst aufgehört hat seine Frau zu lieben, willigt gern ein. Sie bringt den Sommer auf dem Lande zu, ist die Verpflegerin, die Erzieherin ihres Sohnes, dessen schwache Gesundheit den Aufenthalt auf dem Lande zu einer Nothwendigkeit macht. Der Sohn wird von der Mutter still erzogen. Nally bleibt bei dem Vater, erhält eine glänzende Erziehung, und wird der Liebling des Vaters. Er verfinstert sein Auge, wenn er den Sohn sieht, denn er scheint ihm ein Dummkopf. Die freie Luft hat seine Gesundheit gestärkt. Der Vater nimmt ihn endlich von der Mutter weg, und er kommt auf eine Ritterakademie, um ihn ganz den Grundsätzen der Mutter zu entziehen.

Ehrenreich, um die Trennung der Mutter von dem Sohne wieder gut zu machen, gibt Alinen, meine Schwester, unter dem Nahmen Rosalie Laurent, einer armen Verwandtin, als Gesellschafterin, seiner Frau. Niemand als er weiß das Geheimniß, und so wurden meine Schwestern beide vortreff-

lich erzogen. Der Sohn blieb immer trotz seiner Entfernung in dem innigsten Zusammenhange mit seiner Mutter. Endlich starb sie. Ihr Sohn kam ein Paar Tage vor ihrem Tode. Sie ließ alle Menschen hinausgehen. Sie blieb mit ihrem Sohne allein. Dein Vater, mein guter Karl, hob sie schwermüthig an: o daß seine Frau es sagen, daß sein Sohn es hören muß! hat ein Unrecht begangen, das du wieder gut machen sollst. Sie erzählte ihm die unglückliche Begebenheit meiner Familie. Es lebt von dieser Familie eine Tochter, deine Kusine, unter dem Nahmen Stephanie Bugor in einer Pensionsanstalt in **n. Ob noch eine zweite Tochter lebt, ist ungewiß. Sie hieß Aline. Du kennst meine Rosalie, mein Sohn. Erkundige dich nach ihren Verwandten, nach ihrer Herkunft, und hat sie keine Verwandten, kann dir Niemand sagen, wer sie ist, wer ihre Eltern waren; so — glaube mir, so ist sie Aline von Thorberg. Aber ich weiß es nicht. Nur, mein Sohn, bitte ich dich, verschweige ihr alles. Sie könnte

sich verrathen, und dein Vater ist unversöhnlich. Er war von seinem Bruder oft beleidigt; aber sein Bruder war ein edler Mann. Ich empfehle dir seine beiden Töchter. Du hast viel gut zu machen, mein Sohn! Ich schreibe dir nichts vor; aber ich traue deiner Güte, deinem Charakter. Stephanie lebt, das ist gewiß. Sie kennt ihren Nahmen. Ich übergebe sie dir!

Die Mutter stirbt; der junge Mensch, von der Erzählung ergriffen, von dem Tode der Mutter, womit sie die Erzählung gleichsam besiegelt, erschüttert, erhoben von der Vorstellung, seines Vaters Unrecht wieder gut zu machen, kehrt wieder zurück auf seine Ritterakademie. Aber er muß seine Kusine sehen. Statt einer kleinen Reise, die er in den Ferien machen soll, fliegt er nach **n, wo seine Kusine lebt. Die Pensionsanstalt gibt sich ein kleines Fest auf dem Lande, in Gesellschaft mehrerer Familien. Er geht dahin. Er sieht ein reitzendes Mädchen unter dem Haufen. Er wünscht, das möchte seine Kusine seyn. Er hat aber

Niemanden, den er fragen kann. Er macht sich in die Gesellschaft. Jeder meint, es sey ein Fremder, den eine Familie mitgebracht hat. Man tanzt, er tanzt mit dem schönen Mädchen, er frägt nach ihrem Nahmen. Sein Herz pocht, und sie nennt erröthend den Nahmen Bugor.

Sie ist es! o sie ist es! ruft er, und nun umschwebt er sie wie ihr Schutzgeist. Meine Mutter sieht den jungen Fremden um Stephanien herschweben. Sie redet ihn an, und sie findet in ihm einen geistreichen, jungen Mann, voll einer herzlichen, reinen Offenheit, voll einer schönen Begeisterung für die Natur, für das Schöne, für das Gute! Sie frägt ihn, wer er ist; natürlich, denn er hat diese Frau recht vertraulich mit Stephanien reden sehen, darf er seinen Nahmen nicht nennen. Er nennt sich Braun, seine Eltern sind todt. Er ist unabhängig. So wird die Bekanntschaft angeknüpft. Karl bleibt einen Monath dort. Unter dem Schutze meiner Mutter macht er die Bekanntschaft in der Pensionsanstalt. Er will

nichts, als die Bekanntschaft seiner Kusine machen, er will nichts, als nur ihr Vertrauen erwerben; und er erhält mehr, und gibt mehr, er liebt sie, und Stephanie fühlt ihr Herz in Bewegung gerathen, da der Fremde abreist.

Aber er kommt wieder auf den Flügeln einer reinen Liebe. Er gesteht sichs ohne Furcht, mit Triumph, daß er das Mädchen liebt; denn der Himmel selbst, alle Schutzgeister der verfolgten Unschuld scheinen diese Liebe, welche die Verbrechen seines Vaters alle versöhnt, zu segnen. Das Geschick selbst scheint diese Liebe seinem und ihrem Herzen geboten zu haben. Er zweifelt an dem glücklichen Ausgange nicht. Die Liebe nimmt eine heiligere Gestalt an, sie besitzt nicht nur sein Herz, sie beruhigt es auch, sie beseligt auch seinen Vater, und sie versöhnt die Geister seiner verstorbenen Verwandten. Diese Liebe ist ein ganz reines Kind der Vorsehung, der Tugend, des Himmels. Er fliegt zu Stephanien. Er sieht, daß ihr Auge ihm entgegenlächelt, wie sie ihn wieder sieht.

Er sieht aber auch, wie die Lehrerin, Stephaniens Mutter, sich ihm nähert. Aber mit der hat er nichts. Nur Stephanie darf sein Geheimniß wissen, sonst nicht ein Mensch; denn alle Andre sind in seines Vaters Solde.

Er ist behutsam. Er verräth sein Geheimniß mit keinem Blicke, mit keinem Worte; die Gewißheit, daß es nicht mißglücken kann, gibt ihm dazu die Stärke. Er entzieht sich den Blicken von Stephaniens Freundin, die ihm sein Geheimniß abzufragen schein. Er will nur allein Stephanien seine Liebe entdecken, und sie dann allen Menschen verschweigen. Er ist sogar ruhig gegen Stephanien selbst, denn Engel sind ja da, des Mädchens Brust mit Liebe zu füllen. Und seine Hoffnung betriegt ihn nicht; denn Stephanie liebt ihn, obgleich sein Mund nichts sagt, obgleich sein Blick jetzt ruhig auf ihrem Gesichte ruht.

Das arme Mädchen erschrickt. Sie glaubt sich geirrt zu haben, die Mühe, die

sie anwendet, den Pfeil aus ihrem Herzen zu reißen, drückt ihn immer tiefer hinein.

Sie verschweigt jetzt desto sorgfältiger ihrer Mutter das beschämende Geheimniß, daß ihr Herz für einen Jüngling pocht, der gleichgültig gegen sie ist; aber ihre Unruhe, die sie der Freundin zu verbergen den Muth hat, verräth sie desto mehr dem Geliebten. Er sieht den schweren Kampf des jungfräulichen Herzens mit der Liebe, und dieser Anblick hätte ihn auf ewig gefesselt, wenn er sie nicht schon unendlich geliebt hätte. Aber nun suchte er auch eine Gelegenheit, den süßen Kampf zu endigen.

Stephanie machte sonst wohl mit ihrer Mutter einen Spaziergang in der schönen Frühe des Tages nach einem Garten. Jetzt konnte sie sich aber wohl um die Begleitung ihrer Mutter wegstehlen; denn sie hatte so viel Süßes, so viel Finsteres zu bedenken, so viel Geheimes mit dem unruhigen Herzen abzumachen, so viel zu träumen, so viel zu beweinen, daß sie hätte mögen ganze Tage allein seyn.

So ging sie einen Morgen allein in den Garten. Sie hatte kaum die Thüre hinter sich zugemacht, kaum sich in eine Geißblattlaube niedergelassen, da klang die Thürglocke. Sie wollte zürnen, über die Störung; aber wie erschrack sie, da sie keinen aus ihrem Hause, sondern die Ursach ihres Alleinseyns, den jungen Fremden in die Thür treten sah. Schnell ließ sie den Schleier über die glühende Röthe der Wangen herabfallen, und athmete schneller, um das pochende Herz zum Stillestehn zu bringen.

Thorberg näherte sich mit raschen Schritten, das Auge funkelte, seine Wange glühte, sein Herz pochte, aber er verbarg nichts. Er stand vor ihr mit tiefsinnigen Blicken. Er bat sie, den Schleier von ihrem Gesichte wegzunehmen. Aber diese Bitte, so seltsam sie auch war, kam so begeistert hervor, so demüthig, daß ihre zitternde Hand die Bitte dennoch erfüllte. Sie schlug den Schleier empor, und da saß sie hocherröthet, mit niedergeschlagenen Augen. Stephanie, hob er an, mit einer zärtlichen

Stimme, die ihr Herz erweichte: Engel sind um uns! Sie kennen jede Sylbe, die ich sage, die Sie mir antworten werden. O ich wollte, ich hätte Worte, Zauberworte, mit denen man das holde, das alles glaubende Zutrauen in einer Menschenbrust erwecken könnte, ich würde sie gebrauchen. Jetzt muß ich Sie erschrecken, um Ihr Zutrauen zu erregen. Sie haben ein Geheimniß, das Niemand weiß; ich weiß es. Sie heißen nicht Bugor. Sie heißen Stephanie Thorberg.

Hier sah sie ihn erblassend an. O Herr Braun, sagte sie zitternd: ein Traum aus der Kindheit, o wie haben Sie das entdeckt? Man hat mich nachher überzeugt, daß ich Bugor heiße.

Man hat Ihnen den Traum, der Wahrheit enthüllt, entreißen wollen. Sie sind die älteste Tochter des Herrn von Thorbergs. Vielleicht das einzige Kind ihrer Eltern noch, das lebt. Ich bitte Sie, meine liebe Stephanie, sehen Sie mich nicht so erschreckt an. Ich bedarf Ihres ganzen

Zutrauens, Ihres ganzen Herzens. Wir, wir beide, Stephanie, ehe eine Stunde dahin rauscht, müssen ganz Eins seyn, oder wir wären dann auf ewig getrennt. Sie wissen viel, Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß ich mit einer ruhigen Leidenschaft, mit der begierdenlosen Liebe eines Geistes Sie anbete, hier ergriff er ihre Hand, und Stephanie würde bleich, sie konnte sich nicht mehr vor Zittern aufrecht halten. O Stephanie, fuhr er fort und drückte seine Lippen auf ihre Hand: ehe ich Sie kannte, waren Sie mir bestimmt. Meine sterbende Mutter übergab mir Ihre Hand, Ihr Schicksal. Engel schwebten über dieser Stunde, der Himmel sprach Amen dazu, und Stephanie war die geliebte Braut meines Herzens. Ich sah Sie, ohne Ihren Nahmen zu wissen. Mein Herz rief: o wäre sie, sie, diese, meine Stephanie; denn mein Herz schlug in zärtlicher Liebe bei Ihrem Anblick. Sie waren es, o Stephanie, Sie waren, die ich suchte. Mein Herz war nur vorge-

eilt meiner Frage: bist du es? Ihrer Antwort nur vorgeeilt: ich bin es!

Um Gottes willen, mein Herr, sagte Stephanie erstaunt, wie hängt das zusammen? Ja, Sie erstaunten, da ich meinen Nahmen nannte.

Erstaunen sollen Sie nicht, theuerste Stephanie; aber, wenn, wenn — wenn — hier sank er ihr zu Füßen: wenn Sie mich lieben! O sagen Sie.

Er beugte sich tief vor ihr. Sie schwankte, sie erblaßte. Ihr Herz fing an heftig zu klopfen, dann stand es von den Entzückungen der Liebe überwältigt, und einen Augenblick schloß sich ihr Auge und ihr Leben. Dann erhob sie den Blick wieder, und ihr Haupt lag an seiner Brust, und sein bleiches Gesicht, voll Sorge und Liebe, hing über ihrem. Da brach ihr Herz und ihr Auge in Thränen der Liebe, und sein Auge füllte sich mit Thränen, und seine Lippen näherten sich ihrem Munde, und sie öffnete ihn, um sich mit einem sanften Vor-

wurfe von ihm loszumachen. O Stephanie, geliebte Stephanie, sagte er. Sie lächelte ihm zu. Bist du mein, Stephanie? fragte er wieder. Da sank ihr Auge bejahend und sich verbergend an sein Herz.

Hier ruhete sie einen Augenblick lang, dann aber erhob sie sich, zu groß für die Verstellung, und sagte: Sie haben mir das Geständniß meiner Schwäche entrissen. Aber nun bitte ich Sie, lassen Sie uns gehen. Weiter habe ich kein Recht, Herr Braun. Er ließ sie fahren. Nein, Stephanie, sagte er: ich will Ihnen nichts entreißen. Aber wahrlich, dieser Augenblick muß entscheiden, wenn Sie mich lieben. Auch wenn Sie mich nicht liebten, er mußte entscheiden. Denn Sie waren mein, ehe ich Sie kannte.

Sie legte sanft ihre Hand auf das Auge, denn sie war unentschlossen. Er aber fragte sie noch einmahl: sind Sie mein, Stephanie? jetzt, da nicht die Begeisterung der Ueberredung in Ihr Herz dringt, oder die

Ueberraschung sie ergreift? Denn das Zutrauen soll mir nicht allein Ihr Herz geben, sondern auch das Geständniß Ihrer Liebe!

Wenn das nicht Edelmuth ist, Braun, sagte Stephanie, so betrog sich mein Herz, das sich Ihnen öffnete. Ja, ich liebe Sie, ja, ich bin die Ihrige! Aber nun reden Sie.

Nicht eher, als Sie mir versprochen haben, daß Niemand, er sey wer er wolle, er habe Rechte auf Ihr Vertrauen, welche er wolle, daß Niemand unsre Liebe, und was ich Ihnen sagen muß, erfahren soll. Niemand, sagte Stephanie. Niemand!

Bedenken Sie, Stephanie, was Sie mir versprechen in dieser verhängnißvollen Stunde. Niemand, sage ich, kein Mensch.

Kein Mensch auf dem Erdboden, antwortete Stephanie: erfährt je, daß ich Ihnen angehöre, noch das, was Sie mir vertrauen werden.

Ich heiße Thorberg, sagte er, und Stephanie schrie laut vor Schrecken auf, dann

stand sie erblaßt, die Augen auf den Boden geheftet, und sann dem Verhängnisse nach. O wohl, wohl nannten Sie dieses eine verhängnißvolle Stunde. Ja, Thorberg, ich heiße wie Sie. Ich bin die Tochter ermordeter, von Ihrem Vater ermordeter Eltern; mein Nahme Bugor hatte Ihres Vaters Haß entwaffnet, meine Anspruchlosigkeit auf ihn, auf alles was sein war, war meine Sicherheit. O verhängnißvolle Stunde! Sie führen mich aufs neue an das Ziel seines Hasses. Sie — sie schwieg, sie fing an sanft zu weinen.

Sie wußte das; denn ihre Mutter, der sie entdeckt hatte, daß sie eigentlich Thorberg hieße, hatte sie gewarnt, nie diesen Nahmen über ihre Lippen kommen zu lassen. Sie hatte ihr die Geschichte ihrer Eltern erzählt, des Oheims Haß, gegen den nur der Nahme Bygor, sehr genügsame Wünsche und die strengste Verschwiegenheit, sie schützen könnte. Das hatte ihre Mutter ihr oft gesagt. Das alles fiel ihr ein, mit Schmerz, mit Reue. Sie weinte.

Thränen des Kummers wären die erste Blüthe meiner Liebe, Stephanie? sagte Thorberg. Verhängnißvoll nannte ich die Stunde, Stephanie, aber nicht unglücklich; es wäre denn, wir verständen uns gar nicht, und dann hätte ich dennoch bei dem Leichname meiner Mutter Ihnen Gerechtigkeit geschworen. Es steht bei Ihnen, Fräulein, wenn Sie meinen Vater mehr fürchten, als Sie mich lieben, diese Hand, die ich ergreife, als mein Eigenthum ergreife, mir zu entziehen. Dann sey diese Stunde vergessen, vergessen, welchem Glücke ich so nahe war. Hier hob sich Stephanie empor. Sie faßte seine Hand. Verhängnißvoll ist diese Stunde, sagte sie ihm muthig ins Auge sehend; denn sie schlingt zwei Herzen, zwei Seelen von Liebenden auf ewig zusammen. Ich schweige, Thorberg. Ich schweige, und hier ist die Thräne der glücklichen Liebe.

Da preßten sie die heißen Lippen, die heißen Herzen an einander. — O meine arme Schwester! sey recht glücklich! Denn das Verhängniß gönnt dir nur eine kurze, aber

selige Freude! Buol, da waren sie Eins. Thorberg erzählte nun Stephanien von seiner Mutter, von ihrem Tode, von ihrer letzten Bitte an ihn, seinen Vater zu versöhnen. O das kann ich jetzt, meine Stephanie, so, hier an meinem Herzen, so kann ich dich mit ihm aussöhnen. Du wirst seine Tochter, du wirst ihm verzeihen. Ich werde deiner unglücklichen Eltern Sohn; sie werden ihm verzeihen. O Sie werden, rief Stephanie, wie ich ihm schon jetzt verziehen habe.

Aber nun bat sie Thorbergen um Erlaubniß, sich ihrer Freundin anzuvertrauen. Sie kann uns nützlich seyn, Sie hat Erfahrung.

Sobald wir der bedürfen, Stephanie, jetzt bedürfen wir nichts als Verschwiegenheit. Unser Geheimniß ist in deinem Herzen, und meinem, und in dem Herzen der Engel, die uns umringen. Ich bitte dich, Stephanie, laß es dabei. Ich bin jung; aber die Erfahrung habe ich schon, daß ein Geheimniß am verwahrtesten ist, wenn es

Niemand erfährt. Was kann deine Freundin uns rathen? Wir bedürfen Muth, Stephanie, Muth! den festen Willen uns treu zu seyn. Den haben wir, ich finde ihn in deinem Auge, ich würde ihn nicht in dem sorgenden bedenklichen Auge auch der weisesten Freundin finden, und so laß uns schweigen. Sieh, Stephanie, jetzt hängt das Geschick nur von uns und dem Himmel ab, gib es in keine andre Hände. Es kann in keine reinern kommen, als in unsre. Du bist mein, thu so, als ob ich dir fremd wäre. Ich thue so. Ich werde dich oft sehen. Ist es sicher, so schreibst du mir, ich dir; ist es unsicher, so nimm diese Form mit diesen Oeffnungen, die füllst du aus mit dem, was ich wissen soll. Dann schreibst du die Zeilen voll. Ich habe eine gleiche Form, die ich auf das Blatt lege. Sie bedeckt alle Worte, die nicht für mich sind. Ich fasse deinen Sinn, und ich bin bereit zu allem, was dich mir erhalten kann. Und nun, er sah auf die Uhr: jetzt ist deine Zeit, wo du zu gehen pflegst. Jetzt geh, und vergiß nicht, daß

du mir Schweigen versprochen hast, gegen Alle, auch gegen deine Freundin. Glaube mir, Geliebteste, ein edles, reines Herz irrt selten, und was bedürfen wir anders, als einer treuen, starken Liebe? und ein tiefes Schweigen, damit mein Vater nicht gereitzt werde? Das finden wir in uns selbst, nicht in Andern. So ging er; Stephanie ging in die Stadt, mit einem stillen Entzücken in der Seele, und mit einer heitern Ruhe in dem schönen Gesicht.

Karl disputirt.

Stephanie hielt Wort. Sie sagte ihrer Mutter nichts; und da sie von jetzt an ruhiger war, und der junge Mensch sich in die Gränzen der gewöhnlichen Artigkeit zurückgezogen hatte, so blieb meine Mutter unbesorgt. Die Liebenden schrieben sich, oder sie sprachen sich von Zeit zu Zeit in dem Garten, beides so vorsichtig, daß ihr Geheimniß unverrathen blieb. Und das war des jungen Menschen Plan; denn er sah voraus, daß sein Vater wüthen werde, und so war Stephanie geschützt. Er allein wollte den Sturm seines Vaters tragen, und er war mit dem ganzen edeln Stolze des Jünglings entschlossen, diesem Sturm, und allem, wozu sein Vater fähig seyn könnte, nichts als einen kalten Entschluß und ein ruhiges Schweigen entgegenzusetzen. Seine

Besuche bei Stephanien waren darum seltner, und wurden so vorsichtig gemacht, daß Niemand nur das Geringste ahnete. Aber bald brach der Sturm über den entschlossenen Jüngling aus.

Er mußte in die Residenz zurück. Sein Vater hatte ihn lange nicht gesehen, und er fühlte eine stolze Vaterfreude, wie der blühende Jüngling vor ihm stand. Er legte die Hand auf das Haupt seines Sohnes, und sagte in Tönen der Liebe: mir wurde der Weg zum Glück, mein lieber Karl, schwer, recht schwer. Ich stand oft, glaube mir, an dem Rande des Abgrundes. Hier hielt er inne, und ein Seufzer stieg aus der erweichten Brust. Ich säete, mein Sohn, im Sturme, in glühender Hitze, du wirst die Frucht meiner Arbeiten in Ruhe ernten. Ich glaubte für mich gearbeitet zu haben, aber es gab einen schönern Lohn, als ich dachte, ich habe für meine Kinder gearbeitet. Du kannst fortlächeln. Keine Unruhe haftet für dich auf meinem Glücke, kein Seufzer, kein Zweifel. Du nimmst mein Glück als ein

Geschenk der gütigen Natur, des Himmels. Ich entriß es — dem Schicksal — mit starker Hand — mein Sohn, meine Nally! Er war wundersam erweicht. Er dachte an die schreckliche Gestalt seines ermordeten Bruders, auf dem Grabe seines Vaters. Ich, fuhr er seufzend fort, und ergriff die Hände seiner Kinder: ich — brachte das Opfer; aber Ihr sollt alles ohne Schuld besitzen.

Erweicht waren beide Kinder, der Sohn, voll seines Plans, des Vaters Unrecht zu vergüten, war unendlich erweicht. Er umfaßte seinen Vater mit heißer Liebe. Ohne Schuld? sagte er: die Schuld, mein Vater, haftet auf allem; ich erbe Ihre Schuld, mein theurer Vater, Ihre Seufzer erbe ich, bis alles bezahlt ist.

Es ist alles bezahlt, sagte der Vater: dieser glückliche Augenblick hat alle meine Sorgen bezahlt, alle meine Unruhe geendigt. Seyd ihr nun ganz glücklich! Er verließ sie schnell, und ging in sein Kabinet. Euch, sagte er hier seufzend, wird kein

Geist erscheinen, kein Spiel einer unruhigen Phantasie den Genuß stören!

Der Sohn baute auf diese Erweichung seines Vaters anfangs den Plan, ihn selbst zum Ersatz des Geraubten zu vermögen; aber seine Schwester, der er etwas davon merken ließ, lachte laut auf. Armer Karl! sagte sie: du kamst aus deinem Kloster in die Welt, die du nicht kennst. Es mag wahr seyn, daß auf das, was der Vater ist, und besitzt, Eure Tugend ihr Siegel nicht drücken wird, aber was du meinst, guter Freund, ha! ha! ha! der Vater sieht Geister, das stört ihn nur in seinem Gewissen, aber in seinen Grundsätzen würde ihn die ganze Geisterwelt nicht stören. Sey du ganz ruhig.

Ruhig? ich? wenn mein Vater seufzt? Schwester?

Dein Vater seufzt nicht, mein Freund, wie du denkst. Er seufzt nur, daß Geister mit Fleisch und Blut erscheinen können. Es ist Sorge, nicht Reue!

Dann seufze ich noch tiefer, Nally. Er schlug die Hand vor das Gesicht; aber er fand, daß seine Schwester Recht hatte. Es war Sorge, nicht Reue.

Er lebte ein Jahr lang unter den Augen seines Vaters, und er kannte ihn nun genug, um von seinem Vater nichts, gar nichts zu erwarten. Der Haß gegen seinen Bruder war nicht durch den Tod versöhnt, der sonst alles versöhnt. Auch seine Schwester konnte seine Vertraute nicht werden. Aber er fand einen Vertrauten in dem alten Bedienten meiner Eltern, der in Ehrenreichs Hause geblieben war, um meiner Mutter Nachricht zu geben, sobald etwas Merkwürdiges vorging. Der alte Mann sprach mit einer solchen Rührung von seinem verstorbenen Herrn. Er hing sich so innig an Karln, sobald er merkte, daß er seines Vaters Thaten mißbilligte. Er erzählte dem jungen Menschen von seiner geliebten Herrschaft. Karl drückte ihm die Hand; aber er schwieg. Der Bediente schwieg ebenfalls. Sie fürch-

teten sich beide, ihre Geheimnisse aufs Spiel zu setzen.

Wie der Vater seinen Sohn näher kennen lernte, da fürchtete er von ihm Widersetzlichkeit gegen seine Absichten mit ihm. Aber nie hat ein Vater einen gefälligern Sohn gehabt; denn Karl ließ sich alles, alles gefallen, was sein Vater mit ihm machte. Nally, die gemeint hatte, ihr Vater würde seine Noth mit ihrem Bruder haben, begriff die Gefälligkeit ihres Bruders eben so wenig. Indeß der Vater wollte die gute Stunde nützen. Er schlug seinem Sohn die Tochter des Kammerpräsidenten vor, mit dem er eine Verbindung verabredet hatte. Mein lieber Vater, sagte der Sohn ruhig, machen Sie mit mir was Sie wollen. Nie soll ein Vater einen gefälligern Sohn gehabt haben, als Sie; aber für das Glück meines Lebens haben Sie die Güte, mir die Sorge zu überlassen. Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Vater, ich werde ein Mädchen von meinem Stande heirathen; allein ich

muß, ich will sie selbst freiwillig wählen; denn ich will glücklich seyn.

Der Vater lächelte; aber der Sohn schwieg ehrerbietig. Ich weiß, wie Ihr wählt, sagte er endlich, da sein Sohn ruhig fortschwieg.

Dann hätte ich die Folgen meines Irthums zu tragen, aber nicht eines Andern; denn — du wirst dich besinnen, mein Sohn, sagte der Vater zuversichtlich, er wollte den Sohn aus der Fassung bringen. Besinnen? sagte Karl. In diesem Punkte habe ich nichts zu besinnen, das ist ein Entschluß, den man mir nur mit dem Leben entreißen kann. In diesem einzigen Falle will ich auf meine eigene Weise glücklich seyn.

Und wenn ich dir befehle? fragte der Präsident, und legte die Arme nachlässig auf den Rücken, und wiederholte die Worte französisch.

So könnte ich nicht gehorchen, sagte der Sohn sehr ruhig. Hier fuhr der Präsident auf, redete französisch und deutsch durch ein-

ander, von den Pflichten des Sohnes, von den Rechten des Vaters, drohete mitunter, bat, machte Vorstellungen von dem Glücke, beschrieb ihm das Mädchen. Eh bien, qu'en dites vous?

Mein Vater, ich ersuche Sie, von mir sich zu überzeugen, daß ich durchaus, durchaus nicht will, weil, weil ich nicht will. Weil ein Mann seinen Willen, sobald er gerecht ist, gegen mehr als der Vater ist, vertheidigen muß, gegen das Schicksal selbst. Und ich bin dazu entschlossen, so fest entschlossen, daß Sie, mein Vater, daß das ganze menschliche Geschlecht, daß das Geschick mir gar keine Alternative bieten kann, die ich nicht sogleich ergreife, um meinen Willen hier zu haben.

Du kennst mich nicht, mein Sohn, sagte lächelnd der Präsident: du kennst mich in der That nicht. Hier tritt fester Wille gegen Willen, hier tritt eine Macht gegen die Ohnmacht, das Gesetz gegen die Halsstarrigkeit, Alles gegen einen Knaben. Ich

habe stärkere Menschen zahm gemacht als du bist.

Ich muß alles erwarten, was Sie wollen können. Aber überlegen Sie, mein Vater, daß der Wille, der etwas will, schwächer seyn muß, als der Wille, der dies Etwas nicht will, und das Letzte ist ja mein Fall. Der Sieg ist erfochten, ehe der Kampf begonnen ist. Ich kann mich ja der Gewalt demüthig übergeben, mein Vater, und bin entschlossen es auch zu thun. Der Wille ist aber doch das Einzige, was nicht überwunden werden kann. Den Verstand können Sie überzeugen, den Eigensinn mit Liebkosungen entwaffnen, die Stärke mit Ketten binden, die Hand zu einer Unthat mit Gewalt führen; aber welche Waffen gibt es gegen den Willen? Und mein Vater, ich sage Ihnen, es ist nicht Eigensinn, nicht Ueberzeugung, nicht Leidenschaft, nichts von dem, es ist nur mein Wille, mit dem Sie es zu thun haben, mit dem unüberwindlichen: ich will nicht!

Hier sah der Vater den Sohn mit grossen Augen an; so etwas von einer närrischen Ruhe, so ein Streit war ihm noch nicht vorgekommen. Du bist ein Narr, dünkt mich, sagte er im vollen Grimme. Auf den Nahmen, hob der Sohn ruhig wieder an: kommts dabei gar nicht an: sondern ob dieser Wille überwunden werden kann, daß ist unser Streit.

Ich glaube, Bursche, du bist verliebt in irgend so eine weichherzige Donna, die mit Empfindsamkeit dir diesen närrischen Eigensinn aufgeredet hat.

Wäre es eine Liebe, eine Leidenschaft, die mich so reden ließe, mein Vater, so wäre ich ein Thor, mit Ihnen es aufzunehmen. Denn der Leidenschaft, auch der allertreusten ist beizukommen. Die Zeit schwächt sie, die Sinne können sie angreifen, Verläumdung könnte sie irre machen, Eifersucht sie tödten, die Gewalt könnte die Befriedigung unmöglich machen, eine stärkere Leidenschaft sie zerstören; aber es ist nur mein Wille, mein fester Wille, den keine List, keine Ge-

walt mit sich selbst entzweien kann, gegen dessen ruhigen Widerstand Gewalt und List gleich ohnmächtig sind. Ich will nicht, das ist, was ich gewiß weiß. Ich will alles Andre; aber das Einzige in meinem Leben will ich nicht. Sie sehen, mein Vater, unser Streit ist in der That zu Ende. Der Sieg ist mein!

Hier starrte der erstaunte Vater seinen Sohn an, er wußte nicht, ob er einen Verrückten vor sich hatte, oder nicht. Nally, die bei der ganzen Unterredung gegenwärtig war, konnte sich kaum enthalten, ein lautes Gelächter bei diesem seltsamen Gespräch aufzuschlagen, wie ihr Vater wie bedonnert da stand, und nicht mehr wußte, was er sagen sollte.

Geh auf dein Zimmer, sagte der Vater; der Sohn ging. Nun brach Nally in ein lautes Gelächter aus. Ist er wahnwitzig geworden? fragte der Vater seine Tochter.

Wenn das Karls Ernst ist, sagte sie lachend, so sehe ich nicht ein, mein Vater,

wie ihm anzukommen ist, so ist er, was er sagt, Sieger.

Begreifst du ihn, liebe Nally? Nein, Vater, nein! Aber auf diese Unterredung, setze ich meinen Kopf, ist er vorbereitet gewesen, und schon lange; und mich dünkt, eine Leidenschaft, die er zwar ablengnete, ist mit im Spiel. Aber das Mittel hat er erfunden, das ist wahr, sich seine Leute vom Leibe zu wehren.

Nally erhielt den Auftrag, ihren Bruder ein wenig näher abzuhören. Sie fing das listig genug an. Sie bedauerte ihren Bruder; aber der sagte trocken: ich weiß nicht warum du mich bedauerst, warum du mich überall bedauerst? Was habe ich denn zu leiden? Ich will nun nicht. Ich bin nicht um einen Genuß ärmer.

Nun dann Gott Lob! Aber sag du was du willst, eine Leidenschaft, wie der Vater meinte, ist mit im Spiele.

Was Ihr doch meint! Sag du doch dem Vater, der dich hergeschickt hat mich auszu-

horchen, was du Lust hast. Wäre es eine Leidenschaft, Nally, mir ist das Herz freilich viel mehr, als dir, aber das weiß ich doch, daß eine Leidenschaft aufzuopfern ist, für den Frieden eines Sohnes mit dem Vater.

Der Wille, dünkt mich, wäre ein kleineres Opfer, Bruder Karl, oder du mußt seltsame Grundsätze haben.

Der Wille, der gerecht ist? auch der? der wäre ein Opfer, das nur ein Elender, ein Feigherziger, ein Bösewicht bringen könnte. Sag du, ich hätte auch den Willen gehabt, mich nicht aushorchen zu lassen; was ein Menschenwille ist, das wißt Ihr freilich nicht, weil ihr keinen andern Willen habt als glücklich zu seyn, so wechselt Euer Wille wie das Glück, das heute lockt, morgen unschmackhaft ist. Geh, liebes Kind, wenn du mich ausgehorcht hättest, so würdest du noch immer nichts davon begreifen.

Höre, Bruder Karl, das Einzige: was ein Mensch wie ich, mit fünf gesunden Sin-

nen, und mit keinem übeln Herzen nicht begreift, ist nahe an Narrheit.

Begreifst du, wie Kato den Fall seines Landes nicht überleben mochte? Und hast du das Herz den Mann einen Narren zu heißen?

Das begreife ich zur Noth, sagte Nally lachend.

Hättest du ihn begriffen, so würdest du es nicht mit einem Lächeln sagen. Du gabst ihm deine Seele, und da war sein Tod eine alberne Posse.

Du weißt nicht, Karl, um nur nicht weiter zu streiten, was dein Vater kann, wie viel er an seinen Wunsch setzt. Du könntest ihn mit Nachgiebigkeit weit bringen.

Du weißt nicht, wie viel ich an meinen Willen setze, und wie wenig er kann, gegen den Willen, und heucheln könnte ich nur, wenn ich unschlüssig wäre, oder wenn ich ihn fürchtete, oder wenn ich mir wollte das Opfer anrechnen lassen, oder wenn ich ihn

betrügen wollte. Das alles bin und will ich nicht.

Nally brachte ihrem Vater die Unterredung. In der That, setzte sie hinzu: er hat eine große Manier die Leute in Verlegenheit zu bringen.

Ich bin in Verlegenheit, Nally, in der größten von der Welt. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Härte?

Nur die nicht; er ist darauf gefaßt. Er wird damit spielen, und am Ende lacht er uns aus. Stützt sich sein seltsamer Eigensinn auf nichts als eine Vernünftelei, auf kindische Grundsätze, so dächte ich, Güte könnte ihn gewinnen, stützt sie sich auf eine Begebenheit, wie ich fürchte, obgleich ich in der That keine Begebenheit ersinnen kann, auf der sein Eigensinn beruhte, so ist wieder Güte ein Mittel, sein Herz zu zerschmelzen. Er ist empfindsam. Mich dünkt, Vater, der Plutarch hat ihn ein wenig nach altrömischer Sitte zugestutzt. Ich dächte wir

ließen ihn. Wir werden ihm ja näher in die Brust sehen.

Du hast Recht, Mally! Superieurement vu! ainsi soit! Er ist ein Narr, ein empfindsamer Narr.

Das Hausmittel schlägt nicht an, der Vater gibt nach.

Der Vater gebrauchte das Hausmittelchen, das Nally vorgeschlagen hatte mit der Geduld eines Heiligen; aber sobald der Vater sich ein Wort entfallen ließ, von einer Heirath, so stand der Herr Sohn stolz da wie ein Römer, der sein Haupt dem Tode geweiht hat, der das Leben übermüthig von sich stößt. Er war nicht einmahl zu der Erklärung seines: ich will nicht! zu bringen. Sein Vater, seine Schwester versuchten es auf alle Weise. Gib doch nur einen Grund an, Sohn, lieber, Herzenssohn, man möchte sich über den Menschen dem Teufel ergeben! gib einen Grund an, bitte ich dich.

Das kann ich nicht, Vater; denn Gründe können bestritten werden! aber dieses ist mein bloßer Wille, mein fester Wille.

Nally wollte ihn herausspotten aus seinem Harnisch; aber er sagte kalt: dir muß ein Mensch mit einem Willen freilich ein wenig lächerlich scheinen.

Nun stieg der Vater von dem Pianissimo der Empfindung langsam wachsend bis ins Fortissimo und Furioso; aber ruhiger hätte keine Bildsäule eines Siegers stehen können, als sein Sohn bei dem Toben des Vaters dastand. Er sprang wie ein Rasender im Zimmer umher, und schloß endlich, da sein Sohn, unverwundbar da stand wie Achill, mit den Worten: du verläßt nicht eher dein Zimmer wieder, bis du meinen Befehl erfüllst. Hast du mir noch etwas zu sagen?

Gar nichts; ob ich gleich nicht einsehe, wie ich dazu komme, so wenig wie ich einsehe, wozu das führen soll; denn, Vater, wenn ich mir nun fest vornehme, nicht länger ein Gefangener zu seyn; und Vater, auch der kindlichste Gehorsam kann ermüden, wenn er unnütz ist, wer will mich denn länger halten?

Himmlischer Gott! Satan! eigensinniger Satan, du machst mich rasend! Ich bitte dich, werde hitzig!

Warum aber, lieber Vater? Sie können nein zu jeder Heirath sagen, die ich treffen will. Dasselbe erlaubt mir das Gesetz auch. Warum soll ich streiten über etwas, was nicht streitbar ist. Gut! rief der Vater sanfter: ich will dir zehn andre Mädchen vorschlagen, und du sollst wählen.

Nur aus den Zehnen nicht. Denn ich will durchaus in diesem Falle selbst wählen.

Bei Gott! Karl, so sitzt dort meine Erbin. Oder meinst du etwa, weil unsre Güter Lehn sind. Es kostet mir ein Wort, so sind sie mein Eigenthum.

Vater, ein Mann, der Ihnen sagt: das will ich! den wird das nicht abhalten, was Sie können. Wäre mein Wille zu erkaufen, so hätte ich nicht gewagt einen zu haben. Aber enterben Sie mich, so kann ich Ihr Gefangner nicht seyn. Er bückte sich.

Geh, Teufel, höllischer Satan, geh in dein Zimmer. Du sollst, du sollst! ich sage dir, du sollst. Hörst du, du sollst, Karl, ich will dich zwingen.

Mein Vater, es ist unmöglich. Hier erblaßte der Vater, bei der Festigkeit, mit welcher der Sohn das Wort: unmöglich, aussprach. Unmöglich! rief er: wie? welch ein Geheimniß ist das?

Kein andres, als das Alte: ich will nicht. Kerkern Sie mich ein, lassen Sie mich wie einen Mörder — das bist du, ein Vatermörder! — Wohlan! Sperren Sie mich zu Dieben und Verbrechern! Entziehen Sie mir das Sonnenlicht, wenn es Ihnen gerecht scheint und gut; aber dann überzeugen Sie sich endlich, daß ich nicht will. Er ging auf sein Zimmer.

Der Vater stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Er fluchte, er schwor, er sollte den Tag nicht eher wieder sehen, bis er seinen Befehl erfüllte, und er hielt Wort. Aber Karl saß, als wäre die Langeweile die unterhaltendste Gesellschafterin auf seinem

Zimmer, und fing die Griechische Sprache an, in der er versäumt war. Besuchte ihn sein Vater, so war er freundlich, und machte ihm nicht den kleinsten Vorwurf. Er kam mit in die Gesellschaft, die sein Vater hatte, so heiter, als überschüttete ihn die Zeit mit lauter Blüthen des Glücks.

Aber gefällt dir dieses Leben, Karl? fragte Nally. Nein, sagte er: auch trage ich es gerade so lange, als ich will, und dann —

Und dann? fragte Nally. Er lächelte. Dann gehe ich ein Haus weiter, oder ein Land, sagte er.

Wohin reicht des Vaters Arm nicht? fragte sie. Oder einen Welttheil weiter, oder ein Leben weiter. Dahin reicht meines Vaters Arm nicht! sagte er.

Nally sah ihn an. Aber der Bruder hatte ein Recht erworben, sie zum Zittern zu bringen. Bruder, sagte sie: das wolltest du? das?

Nichts will ich als Eins! Aber wenn mein Vater meint, daß er alles darf, so wird er ja zugeben, daß Andre auch dürfen, wozu sie mehr fühlen, als er, nicht allein Muth, sondern auch Recht.

Nally steckte den Vater mit ihrer Furcht an. Er stand und käuete an allen zehn Nägeln; aber er war vollkommen entschluß-los. Er ließ ihn herabkommen. Du bist frei, sagte er. Du kannst ein Jahr lang auf Reisen gehen. Dein Wille hat mich überwunden. Ich gestehe dir eine freie Wahl zu, Karl, nur unter diesen Bedingungen. Das Mädchen, das du wählst, muß dir am Stande gleich seyn, ein Fräulein aus einem guten Hause. Hier hast du meine einzige Bedingung; aber —

Kein Aber mehr, mein Vater; ich gebe Ihnen das Versprechen, ich will diese Bedingung erfüllen.

Die Freude, die sich auf einmahl auf des Sohnes Gesicht verbreitete, die funkelnden Augen, das vor Entzücken strahlende

Gesicht des Sohnes erregten den Verdacht des Vaters wieder, daß er schon in einer Verbindung stände; aber er hatte die Gefangenschaft des Sohnes noch gut zu machen. Er nahm sein Wort nicht wieder zurück. Er verbarg seinen Verdacht in einer liebevollen Umarmung, und da es nun einmahl nicht anders war, so spielte er den Großmüthigen. Ein Jahr reise, wohin du willst, du bist dein eigner Herr; und lächelnd setzte er hinzu: da du mündig bist, so ziehst du von heute an deinen Theil des mütterlichen Vermögens. Ist es so Recht, mein Sohn? In der That, der Sohn fiel hier gerührt dem Vater in die Arme. Er meinte, die Wahrheit hätte ihn überwunden; er traute ihm mehr zu, und hätte der Vater in ihn gedrungen, er hätte vielleicht ihm den Nahmen Stephanie Bugor genannt. Es wurden Anstalten zur Reise gemacht. Karl bat sich den alten Bedienten meines Vaters zur Begleitung aus, und erhielt ihn, doch nach einem recht scharfen Blick, den der Vater auf ihn warf. Nun wollte er prüfen,

wie weit sein Vater gehen könnte. Er führte einst leise das Gespräch auf seines Vaters Bruder. Der Vater wurde unruhig, er wollte das Gespräch endigen, und doch hob er immer wieder aufs neue an. Das schien dem Sohn ein gutes Zeichen. Er hielt für Reue, was Argwohn war, warum der Sohn von seinem Oheim sprechen möchte. Er glaubte einen Schritt weiter ohne Gefahr gehen zu dürfen.

Mich dünkt, sagte er: ich hörte einmahl von der seligen Mutter, seine älteste Tochter, Stephanie, wäre noch am Leben? Unter einem fremden Nahmen?

Hier erblaßte Ehrenreich; denn der Sohn berührte die Wunde, die noch immer in des Vaters Busen eiterte.

Unmöglich kann das deine Mutter gesagt haben; denn Niemand ist mehr von dem Tode des Mädchens überzeugt, als eben deine Mutter es war.

In der That, mein Vater, sie sagte so etwas, und in einer Stunde, wo der Mensch

jede Unwahrheit verabscheut, in der Stunde ihres Todes.

Der Vater sah den Sohn lange nachdenkend an: in der That die Unwahrheit. Ihre Schwäche, die Krankheit, sie mußte nicht wissen, was sie sagte. Sie ist gewiß todt.

Hier brach der Sohn die Unterredung ab, die der Vater ein Paar Mahl wieder anknüpfen wollte. Endlich schwiegen sie beide. Karl wußte nicht, wie er das Ding angreifen sollte. Er wagte zu viel bei einem fortgesetzten Versuche, er wagte die Ruhe seiner Geliebten. Er beschloß zu schweigen. Der Tag seiner Abreise kam näher.

Etwa acht Tage nach dieser Unterredung kam Nally auf ihres Bruders Zimmer. Höre, lieber Bruder, machtest du wohl eines jungen Mädchens willen einen kleinen Ritterzug? eines Mädchens halber, das man verfolgt? Der Bruder sah sie fragend an. Es ist ein Geheimniß dabei, das du ehren sollst. Das Mädchen ist unschuldig

und unglücklich; aber du darfst ihr deinen Nahmen nicht nennen, wenn du sie retten willst. Es ist eine junge Russin, Nahmens Bugor.

Karl wurde erschüttert; aber er sah ganz kalt aus, und seine Schwester fuhr ruhig fort: du sollst zu ihr reisen, sollst ihr sagen, daß sie in Gefahr ist entführt zu werden.

Von wem? fragte der Bruder sehr kalt; denn er glaubte man wollte ihn abhören. Bugor? Bugor? den Nahmen nannte mir meine Mutter mit der Erzählung einer jammervollen Geschichte. Stephanie Bugor?

Du weißt es also? das überhebt mich, dir etwas zu erzählen, woran ich sogar ungern denken mag. Das Mädchen, sieh, Bruder, ich weiß nicht, wie sie unserm Vater noch gefährlich scheinen mag. Aber kurz, ich weiß, daß mein Vater fest entschlossen ist, das Mädchen aus ihrer jetzigen Lage, wo sie glücklich ist, wegzunehmen. Das jammert mich; wozu unnütze Grausamkei-

ten? Du kannst leicht denken, welchen Antheil ich an dem armen Mädchen nehme.

Mein Vater will, sagst du? dieses verfolgte, gekränkte, unglückliche Mädchen entführen?

Das will er, das weiß ich aus seinem eignen Munde, laß mich verschweigen, wie ich es erfuhr. Hier, Bruder, ist eine gute Summe Geldes; ich will gern meinen Theil dazu geben — sie bot ihrem Bruder eine beträchtliche Summe. —

Buol, laß mich das nicht vergessen, wenn ich über Nally ein Urtheil fälle. Mein Herz schlug in Freude, da meine Mutter es erzählte.

Karl schob die Hand seiner Schwester mit dem Gelde zurück. Dafür laß mich sorgen, sie verdient einen andern Ersatz ihres erlittenen Unrechts. Er ließ sich von seiner Schwester auserzählen, und blieb ruhig. Jetzt sah er wohl, in welche Verlegenheit die Unterredung mit seinem Vater Stephanien gebracht hatte. Er ließ satteln;

er sagte seinem Vater, daß er noch einige Tage lang auf dem Gute zubringen wollte; aber er sprengte den Weg nach dem Städtchen.

Stumph! so hieß der alte Bediente. Stumph! rief er: du liebst noch immer deine alte Herrschaft? Der Alte legte die Hand auf die Brust. Weißt du denn, Stumph, daß eine Tochter noch lebt? Stephanie? Der Alte schwieg. Wünschtest du sie zu sehen? O wenn sie noch lebte, sagte der Alte erwartend. Sie lebt, hob Karl wieder an: sie heißt Stephanie Bugor, sie lebt in einer Pensionsanstalt, und denke, sie ist jetzt in Gefahr, aufs neue von ihrem Verfolger unglücklich gemacht zu werden. Der alte Mann zitterte. Thränen drangen in sein Auge. O liebster, junger, gnädiger Herr, Sie sind ein Engel, ach! Sie sind, wie mein Herr in der Jugend war. O soll seine unglückliche Tochter umkommen? soll sie? o muß sie? guter Gott, ist denn kein Retter?

Retter, Stumph? Du und ich! wir reiten zu ihr, um sie zu retten, und ihr Nachricht zu geben. Der Alte wäre fast vom Pferde gesunken vor freudigem Erschrecken. Aber noch immer wollte er ihm nicht entdecken, daß er sie kannte. Sie nahmen auf der nächsten Poststation Wagen und Pferde, und sie fuhren nun Tag und Nacht, bis sie vor der Stadt anlangten, wo Stephanie lebte. Hier kehrten sie in einem kleinen Wirthshause ein, und Karl sendete einen Knaben in die Stadt mit seinem Billet an Stephanien, das er ihr selbst übergeben sollte. Stumph wollte hinein; aber Karl wollte es nicht, damit sein Vater, der ihm ganz sicher auf der Spur war, nicht erfahren könnte, er wäre hier gewesen. Du sollst sie sehen, Stumph, morgen. Begleite mich jetzt. Stumph ging mit seinem Herrn nach einem nahen Kloster, wo Thorberg recht sehr gut bekannt war.

Er ging hinauf zu einem alten Mönch, einem Greis von einem sanften Herzen, das im Kloster noch sanfter geworden war. Er

erzählte dem Alten seine und Stephaniens Begebenheiten, seinen Entschluß, den Haß seines Vaters, und das Unrecht des unglücklichen Mädchens durch eine Verbindung mit Stephanien zu endigen. Der Alte drückte ihm die Hand, und versprach ihm, wenn er wollte, ihn mit Stephanien zu kopuliren. Morgen, dann, mein Vater! sagte Karl. Morgen! sagte der Mönch.

Ruhig kehrte nun Karl zurück, er fand seinen Boten mit Antwort. Er las sie mit funkelnden Augen. Nun laß uns schlafen, sagte er: morgen sollst du Stephanien sehen. Der Alte hätte so gern noch einen Weg zu Emilien gemacht; aber er durfte nicht.

Am andern Morgen ging er mit seinem Herrn den Weg um die Stadt; da erschien ein Mädchen verschleiert. Karl ging zu ihr; sie nahm seinen Arm, und rasch gingen sie den Weg zum Kloster. Stumph ging kopfschüttelnd hinterher. Denn er konnte nicht begreifen, wie Stephanie, wenn die es war, die so vertraut mit seinem Herrn ging, zu

dieser vertrauten Bekanntschaft gekommen war. Sie gingen in des alten Paters Zelle; nach zehn Minuten kamen sie wieder heraus, und sie gingen den Weg nach der Stadt.

Auf einmahl hob Karl des Mädchens Schleier empor. Stumph! sagte er: hier ist Stephanie. Der Alte erkannte sie. Er wollte sich ihr zu Füßen werfen; aber er erstarrte, da eben sein Herr sagte; jetzt ist es deine Herrschaft wieder, Stumph; denn Stephanie ist meine Frau. Wir sind im Kloster getraut.

O barmherziger Gott! rief Stumph, bleich wie Asche: o mußte ich das erleben? o mußte ich? Muß dieses Elend wieder angehen? O unglückliche Mutter! o wenn du dieses erfährst! O mein Gott! mein Gott! es ist nicht wahr! o warum sagten Sie Ihrer Mutter nichts, geliebtes schönes Fräulein?

Meine Mutter? fragte Stephanie: meine Mutter? o Karl, ist sie denn nicht todt? Was redet der alte Mann? was redet er?

O Gott! rief Stumph fast verzweifelnd: es ist ja, die Madame Solen ist ja Emilie, ist ja Ihre Mutter. Ach, sie schwieg zur unrechten Zeit.

Da stand Stephanie erblaßt, sie hob die Arme auf, sie schrie: meine Mutter, meine Mutter! Sie wollte in die Stadt fliehen. Der Alte hielt sie auf. Besinnen Sie sich, Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie tödten Ihre Mutter. Ich will sie holen. Lassen Sie mich, sie soll sogleich hier seyn. Er sprang in die Stadt. Karl trug fast seine junge Frau in das Gartenhaus, das in der Nähe war. Deine Mutter? fragte er: ich begreife nicht! Deine Mutter? Sie lebt? O so ist mein Glück vollkommen. Aber Stephanie hörte nicht, sie saß am Fenster; und wie sie ihre Mutter sah, da flog sie ihr entgegen, und rief ihr zu Füßen fallend: o ist es wahr, ist es wahr, daß Sie meine Mutter, meine Mutter sind? Meine Tochter! meine Stephanie! O so habe ich dich hier an diesem Herzen! Aber was ist das alles, Herr Braun? Den Alten hatte der

Schrecken stumm gemacht. Ich verstand ihn nicht! Ich glaubte, du wärst in Gefahr. Wie kommt Herr Braun hieher?

Ich heiße nicht Braun, meine gnädige Frau, meine Mutter, meine längst geliebte Mutter Stephaniens, ich heiße Thorberg.

Thorberg? rief Emilie und flog mit einem Angstgeschrei zwei Schritte zurück, und streckte ihm voll Abscheu die flachen Hände entgegen, als wollte sie ihn von sich abwehren. Sie sah ihn starr an, ohne ein Wort zu sagen, mit stieren Augen voll Schrecken. Dann sagte sie schnell: komm, komm! geliebte Stephanie! wie erfuhr er, dieser Herr von Thorberg, wie erfuhr er, denn er nannte mich gnädige Frau. O komm! laß uns nicht säumen, dieser Thorberg, geliebtes Kind; laß uns fliehen, sagte sie immer zitternder und furchtsamer. Auf einmahl warf sie sich zu Thorbergs Füßen und rief: verrathen Sie ein Paar Unglückliche Ihrem Vater nicht.

Thorberg stand da mit Augen, die voll Thränen hingen. Da sagte Stumph: Gott,

Ihr Gnaden, Stephanie ist ja seine Frau. Heute sind sie getraut! Da sanken Thorberg und Stephanie zu ihren Füßen sich umarmend, sie sah es, schwankte, schrie auf: o Unglückliche! und sank dem alten Stumph ohnmächtig in die Arme. Da sie sich wieder erholt hatte, fragte sie ihre Tochter: und du liebst ihn, Stephanie? Stephanie lächelte entzückt. Nun so warst du doch eine Minute lang glücklich.

Eine Minute lang? rief Thorberg: o Mutter, sie ist mein Weib. Ich werde den Muth haben, das Glück meiner Stephanie zu vertheidigen.

Kennen Sie den Haß Ihres Vaters? O wie kam es? O Vorsehung, bist du noch nicht versöhnt mit so vielen Opfern? bist du nicht? Er nannte sich Braun? Du hießest Bugor? Ihr kanntet Euch nicht, und da warf das Geschick, ach das unerweichliche Geschick, wieder die neue Flamme des Hasses zwischen uns? O meine Kinder, Ihr waret unschuldig, wie kam es? wie kam es?

Karl erzählte von seiner sterbenden Mutter, dann von seinem Entschlusse, seinen Vater mit den Beleidigten zu versöhnen.

Das konnte groß scheinen, mein Sohn; aber du hast nicht wohl gethan, ach du hast den Pfeil des Schicksals aufs neue auf unsre Herzen gerichtet. Und warum so schnell? so heimlich? so ohne alle Vorbereitung? fragte sie. Weil mein Vater meiner Liebe auf der Spur ist, weil er Stephanien von mir trennen will.

O siehst du, vermessener junger Mensch! siehst du? O was hatte dir die Arme gethan, daß du den Himmel und die Hölle wieder gegen sie erregen mußt, die meine Gebete, meine Demuth, mein Schweigen, mein Verbergen fast eingeschläfert hatten? Du lächelst? wie? du meinst wohl gar, daß sich der Himmel der verfolgten Unschuld annehmen muß? daß Engel neben uns, für uns, und gegen deinen Vater kämpfen? In meiner Jugend Rosenzeit hab ich auch so gedacht. Da dachte ich auch, was kann der

Böse denn? Ach, er kann viel, recht viel, mehr Böses als wir Gutes können.

Nein, das verhüte Gott! sagte Karl: wir können Eins, den unerschütterlichen Willen dem Bösen entgegensetzen, und sterben, wenn es seyn muß.

Sterben? rief die Mutter: das sagt ihr alle, soll denn nur das Grab es seyn, worauf ich meinen Blick voll Hoffnung wenden muß? Ist das denn der Lohn, der einzige Lohn der Tugend? Sie legte ihr Haupt auf Stephaniens Schulter. Du liebst ihn, Kind? ich sehe es an deinen Blicken, die voll Vertrauen sich auf seine Worte heften. O traue mir, mir traue Kind! Braut! Frau! Ich kenne das Entzücken dieser Worte! Aber von nun an mußt du über den Erdball fliehen, um der Hand seines grausamen Vaters zu entrinnen. O laßt uns fliehen! laßt uns diese Minute fliehen!

Sie beredete sie beide. Sie packten ein. Ein Paar Stunden darauf saßen sie im

Wagen, und flohen durch allerlei Nebenwege, welche der alte Bediente anrieth, der die Gegend kannte, an die Gränze des Landes. Karl mußte, wie sie einen einsamen Aufenthalt in einem Dorfe gefunden hatten, auf Emiliens Bitten zu seinem Vater zurückkehren. Emilie und Stephanie lebten verborgen, unter der Kleidung von ein Paar Bäuerinnen auf dem Lande in einer kleinen Wohnung, in der That recht gut versteckt. Denn Karl wollte nicht einwilligen, daß sie sich weiter entfernen sollten. Er hielt die Bedenklichkeit der sorgenden Mutter zu groß; er hielt seinen Vater nicht für grausam genug.

Er kehrte ruhig zu seinem Vater zu Hause, mit dem alten Bedienten, und er wurde ohne Mißtrauen von seinem Vater empfangen, sogar mit einem freundlichen Lächeln. Aber schon nach einigen Tagen wurde der Vater unruhig. Er hatte nach **n gesandt, um Stephanien nach einem andern Orte in eine genauere Aufsicht bringen zu lassen. Er erhielt mit Schrecken die

Nachricht, daß Stephanie abgereist sey, man wußte nicht wohin.

Nun lag ihm alles offen da. Er ließ seinen Sohn rufen. Junger Mensch, sagte er kalt: ehe du reisest, will ich, eben so fest als du, eine Erklärung von dir, welches Fräulein du von allen, die wir kennen, heirathen willst? eine unumwundene offene Erklärung, oder — du wirst mich kennen lernen.

Soll dann der Friede wieder hergestellt seyn unter uns, mein Vater? o ja dann! der Frieden unter uns, in Ihrem Herzen, mein Vater, der, gestehen Sie nur, Ihrer Seele fehlte, fehlen mußte. Ich habe gewählt, es ist meine Kusine Stephanie Thorberg.

Wie? was? rief der Vater: wen nennst du da? Stephanie Thorberg? Rasest du? Thorberg? Was zum Henker, glaubst du? Sie starb. Bist du rasend? frag ich.

Sie lebt, mein Vater, sie lebt. Auch wissen Sie das so gut als ich, daß sie lebt,

Mein Vater, darf ich einmahl wie ein Mann zum Manne reden?

Sie lebt nicht, sage ich dir. Ich weiß, was dich zu diesem Irrthume verleitet hat: der Nahme Stephanie, und vielleicht eine Erzählung deiner Mutter; denn lebte sie noch, lebte sie, fuhr er heftiger fort: so wäre dieser Wunsch von dir hinlänglich, das Mädchen zu verderben. Denn, junger Mensch! sie allein auf dem Erdboden ist es, mit der ich nie eine Verbindung mit dir zulassen würde. Du könntest mir eine Bettlerin bringen, ich würde deine Thorheit beklagen; aber ich würde doch zuletzt ja sagen. Aber diese, — doch was streite ich? was entzweie ich mich mit dir? Der Irrthum war natürlich; aber dennoch ein Irrthum. Ich will dir es erweisen.

Wenn Sie das können, mein Vater, gut dann, dann bin ich nur glücklich. Ich wollte auch sie beglücken, gut, dann ist Stephanie Bugor meine Frau.

Das will ich dir sehr leicht beweisen. Es kann sogar seyn, daß Stephanie selbst so

glaubt. Aber; ich freue mich, daß ich dir das erweisen kann. Sie selbst soll es erweisen. Wo ist sie? Denn sieh, mein Sohn! Gott Lob! daß alles so kommt. Gott Lob! sage ich. Wir werden Freunde werden. Wir werden Eins seyn. Wo ist sie?

Erweisen Sie mir, mein Vater, daß sie nicht meines edlen Oheims Tochter ist, und ihr Aufenthalt soll Ihnen bekannt werden.

Hier faßte der Vater seine Hand, und drückte sie zärtlich. Das kann ich, Gott Lob! das kann ich. Diese Stephanie Bugor, es ist wahr, und ich begreife immer mehr, wie du auf den Irrthum, wie deine Mutter auf den Irrthum gekommen ist. Denn nicht wahr, deine Mutter war es, die dir es sagte?

Bei diesem sanften Tone, bei diesem sichern Tone, mit dem sein Vater behauptete, gerieth der Sohn in Verlegenheit. Wo ist sie? fragte der Vater wieder.

Aber den Aufenthalt Stephaniens verrieth der Sohn nicht. Nun dann, sagte er:

nun dann, wenn sie nicht meine Kusine ist, so ist sie Stephanie Bugor, und so —

Heirathen kannst du diese Stephanie dennoch nicht, antwortete der Vater mit finsterm Blick. Das ist unmöglich, mein Sohn, setzte er hinzu, ihm die Hand drückend; das ist ganz unmöglich. Ein Geheimniß ruht auf diesem Mädchen, mein Sohn. Ich wollte, du faßtest einmahl nur Vertrauen zu deinem Vater. Das ist unmöglich.

Ich muß auf einen Beweis dringen, daß sie nicht meines Oheims Tochter ist. Denn sie selbst, sie selbst, Vater, sie wird doch wissen, wer sie ist, sie selbst sagt, ihr Nahme ist Thorberg. Oder hat sie, fuhr der Sohn lächelnd und siegend fort: hat auch sie über ihren eigenen Nahmen sich geirrt?

Das wohl nicht, das wohl nicht, obgleich ich bewundre, wie das alles gekommen ist, sagte der Vater sanft, aber doch in großer Verlegenheit. Hier hauchte die Hölle dem Bösewicht einen höllischen Gedanken

ein. Er ergriff seines Sohnes beide Hände, und sagte leise. Auch hat sie wohl Recht, sich Thorberg zu nennen; aber heirathen kannst du sie dennoch nicht; denn sie ist deine Schwester.

Da umfing eine dunkle Finsterniß des Jünglings Auge, er schwankte, er taumelte, und mit einem lauten Schrei stürzte er betäubt zu Boden. Er kam in den Armen seines Vaters wieder zu sich. Er sah ihn mit wilden Blicken an. Meine Schwester? sagte er mit matter Stimme, mit kaum hörbaren Tönen.

Deine Schwester! wiederholte der grausame Vater. Sieh, ihr Daseyn, mein Sohn, beunruhigte mich. Deine Mutter war eifersüchtig. Sie mochte etwas gemerkt haben. Ich wußte nicht, unter welchem Nahmen ich meine Tochter ihren Nachforschungen entziehen konnte. Ich gab ihr den Nahmen eines jungen Russen, Bugor, der hier gelebt hatte, und der von hier ging, so

kam sie auch zu dem Russischen Taufnahmen Stephanie. Ihre Mutter erzog sie einige Jahre; im sechsten Jahre starb die unglückliche Frau, und übergab mir ihre Tochter und meine. Das Kind kannte den Nahmen ihres Vaters von ihrer Mutter. Ich brachte sie in eine Pension, unter dem Russischen Nahmen Bugor. Deine Mutter, mein Sohn, ob aus Eifersucht, oder aus einer andern Ursach; denn eben damahls floh dein Oheim, und hinterließ mir seine beiden Töchter, — deine Mutter spürte mir nach. Sie glaubte, es sey ihres Bruders Tochter, die ich dort untergebracht hätte. Ich sagte nicht ja; aber diese Meinung sicherte mich, und — ich gab mir keine Mühe es ihr auszureden. Der Nahme Stephanie, den ich gewählt hatte, um das Geheimniß mit einem ganz Russischen Nahmen zu bedecken, des Obristen Frau hieß so — bestärkte sie in ihrem Irrthum. Da hast du, mein Sohn, das Bekenntniß einer Schwäche deines Vaters. O Gott Lob, daß ich dahinter gekommen bin, ehe ein größeres Elend aus diesem Irrthum

entstand. Hier schloß er seinen Sohn an seine Brust.

Sieh, Buol, wie teuflisch wahrscheinlich diese Lüge in dem Munde dieses Elenden gerieth. Er bat nun seinen Sohn, ihm den Aufenthalt seiner Tochter zu entdecken, und fast hätte der unglückliche Betrogene das Geheimniß verrathen. Aber ihm fiel ein, daß er hatte meiner Mutter feierlich versprechen müssen, unter keiner Bedingung, unter keiner, irgend einem Menschen ihren Wohnort zu entdecken. Unter keiner, verstehst du, sagte die besorgte Mutter. Es könnte dir eine Pflicht scheinen, den Ort zu nennen, wo wir sind. Aber es ist Pflicht, dein Versprechen zu halten, mein Sohn, und brichst du es, so — hast du sie verloren, so fliehe ich mit Stephanien an das Ende der Erde. Das fiel dem Unglücklichen ein, und er sagte: das kann ich nicht sagen, wo sie sind. Das stammelte er hervor, denn sein Vater drang immer eifriger in ihn. In seinem Innern wüthete ein heißer Schmerz, eine kalte, gräßliche Zerstörung. Seine

Schwester war seine Frau! Er verschloß das furchtbare Geheimniß in seine Brust, um seinen Vater nicht mit der gräßlichen Nachricht zu ermorden. Sein Vater konnte kein Wort mehr aus ihm bringen. Er schlich in sein Zimmer.

Da saß er mit verlöschenen Augen, todtenbleich, starr vor sich hinsehend, mit trocknen blassen Lippen. Sein Gedanke war nur allein, nur allein die geliebte Schwester gegen das Geheimniß zu sichern, und doch fand er kein Mittel, gar keins, gar keins, so sehr er auch darüber mit einer Höllenangst brütete.

Endlich wendete er sich an seinen Vater mit der unendlich inbrünstigen Bitte, ihm zu versprechen, daß seine Tochter nie, nie das Geheimniß ihrer Geburt erfahren sollte.

Niemahls, niemahls mein Sohn, sagte der Vater im Innern triumphirend über die Lüge, die sich so ungemein schön gebrauchen ließ, auch für die Zukunft sogar. Sein Vater schwur es ihm zu. Der Sohn sah

ihn flehend an. Sie wissen nicht, mein Vater, sagte der Trostlose: welch einem Unfalle wir alle dadurch entgehen. Ich darf sie nicht wiedersehen, sie mich nicht, und erfährt sie es, Vater, erfährt sie dieß schreckliche Verhängniß, so verlieren sie auf einmahl eine Tochter, und einen Sohn. –

Wo ist sie? fragte nun der Vater. Das darf ich in den ersten Jahren wenigstens nicht sagen. Was Ihr Vaterherz thun will, o das überlassen Sie geruhig mir. Ich werde für sie sorgen.

Ehrenreich beruhigte sich in der That, denn er sah die unverstellte Verzweiflung seines Sohnes. Er hörte seine Schwüre, seine unglückliche Schwester nicht wieder zu sehen. Alle Anstalten zu einer großen Reise wurden gemacht. Er ging mit einem Hofmeister, der den Auftrag hatte, ihn nicht eine Stunde lang aus den Augen zu lassen, nach Frankreich. Aber ehe er ging, schrieb er an Stephanien. Lebe wohl, du Geliebte, Theure! Mir jetzt theurer als tausend Le-

ben! Ein hartes Geschick trennt uns; aber es wird eine Stunde kommen, wo du sagen wirst: er war mir treu im Leben und Tode! Die Stunde muß kommen, oder ich müßte verzweifeln. Deinen Wohnort weiß Niemand. Hier sende ich dir, dich sorgenlos zu machen, ach nur gegen die Bedürfnisse des rauhen Lebens. Für die Bedürfnisse des bessern Seyns, hinterlasse ich dir das Bewußtseyn unserer Unschuld und meiner ewigen Treue. Mit blutigen Thränen sage ich Lebe wohl, Stephanie! Lebe wohl! Treu bin ich dir, meiner einzigen Liebe, bis über meiner Asche ein fröhlicher Morgen anbricht. Dann wirst du sagen: o wie treu war er, der mich verließ! Ich reiße das blutende Herz von deinem, und so lebe wohl!

Er sendete den Brief, und große Summen durch den treuen Bedienten, ohne seines Vaters Wissen, an Stephanien ab. Wollen Sie nicht selbst sie sehen? fragte der Alte wehmüthig. Sag, was du gesehen hast, daß ich freiwillig reise, daß mein Va-

ter mich nicht zwingt, daß ich verzweifle. O es ist eine mächtigere Hand, die uns trennt, alter, treuer Mensch! Bleibe bei ihnen, und sey ihnen treu, und sage Stephanien, daß — hier fing er an zu schluchzen, daß ein gränzenloses Elend auf meinem Leben liegt, von dem keine Macht mich befreien kann.

Der Herr Präsident! sagte der Alte finster. Nicht der, rief Karl, nicht der. Der Himmel selbst, ein furchtbarer Unfall. Sag Stephanien, daß mein Herz nie wieder einen frohen Schlag schlagen wird. Treu werd ich seyn, und dennoch unglücklich. Es ist ein schreckliches Räthsel. Geh! geh! Der Alte reiste ab, und der Sohn stieg in den Wagen.

Die Geschichte eilt zu Ende.

Meine Schwester erhielt den Brief ihres Mannes. Sie las ihn, sie erblaßte. Man fragte den alten Bedienten. Er konnte das Räthsel nicht lösen. Wenn er nicht treulos ist — sagte Stephanie nach einem langen Nachdenken. Treulos? fiel der Alte ein: nein, gewiß nicht! treulos war er nicht. Er erzählte seine letzte Unterredung mit Karln. Meine Mutter zitterte vor dem Bösewicht. Stephanie fing an, sich zu beruhigen. Sie hielt sich gläubig an ihres Mannes Worte: es wird eine Stunde kommen, wo ich sagen werde: er war mir treu! kann ich denn sein Geschick beurtheilen? kann ich das? Ein hartes Geschick trennt uns! Schreibt er. Soll ich ihm nicht glauben? Wem könnte ich denn glauben? Warum soll ich nicht ruhig seyn? Ihm

sollte ich nicht glauben, ihm, dem ich mein Leben anvertraute? Die Mutter, die zitternde Mutter bestärkte die Tochter in ihren unschuldigen, tugendhaften Hoffnungen, und sie lebten glücklich, bis auf die unbefriedigte Sehnsucht Stephaniens nach dem Geliebten.

Stephanie wurde Mutter. Hier wurde das Leiden für Emilien zu schwer. Sie schrieb an den Mann ihrer Tochter auf die geheime Weise, die er selbst Stephanien gelehrt hatte, und sendete den Brief einem seiner Freunde zur Bestellung zu. Sie bekam Antwort aus Italien. Er schrieb an Stephanien selbst. Sein Brief war nichts weiter, als eine Wiederholung der Versicherung seiner Treue, seines Unglücks, und seiner Liebe für Stephanien. Sein Brief erschütterte die Mutter; sie hatte ihm Treulosigkeit vorgeworfen. In seiner Antwort sprach ein verzweifelndes, aber ein treues Herz so unbeschreiblich rührend, daß sie an seiner Aufrichtigkeit nicht weiter zweifeln konnte; und doch erwähnte der Brief seines Kindes

nicht, er nannte seine Frau nur immer seine Stephanie.

Der Brief erhob den Muth der Tochter; aber die Mutter wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Es war eine seltsame Begebenheit, deren Ursach sie gar nicht errathen konnte. Er schrieb noch von einer weitern Reise, die er zu machen hätte, und der Bediente, den man heimlich in die Residenz sandte, erfuhr auch, daß er nach Spanien gegangen war, daß sein Vater sehr unzufrieden sey, weil der Sohn durchaus nicht zurückkehren wollte. Sein Begleiter schrieb dem Vater, daß seines Sohnes Reise völlig unnütz sey. In jedem finstern Thale eines Gebirgs blieb er hängen, in jeder melancholischen, schwarzen Einöde schlug er seinen Wohnplatz auf. Wortlos, freudenlos, ganz geschäftlos ließ er sich von seinem Begleiter führen, wohin der wollte. So waren sie von Thal zu Thal durch die Piemontischen Gebirge gereist, bis nach Rom, wo Karl in einem verhangenen Zimmer seine Zeit zubrachte. Seinen Begleiter ängstigte der

immer schwärzer werdende Tiefsinn des Sohnes.

Das erzählte der treue Alte. Nur der Gram ihres Mannes beunruhigte Stephanien; aber sie erheiterte sich; denn er war ihr treu. Das Unglück konnte doch nicht ewig dauren. So tröstete die Tochter die Mutter, so die Mutter die Tochter, und so ging noch ein trübes, aber doch hoffnungsreiches Jahr über ihren Häuptern dahin. Die Mutter schrieb noch einmahl an ihn, auf eben dem Wege. Sie machte ihm Vorwürfe über die Angst, worin er seine Frau versetzte. Sie bat ihn, ihr zum mindesten den seltsamen Unfall zu entdecken, der ihn von seiner Frau, von seinem Kinde trennte. Sie hoffte lange, lange auf Antwort. Endlich kam sie; aber zu spät, zu spät für alle die Unglücklichen, welche die höllische Lüge des Vaters getrennt hatte. Er schrieb meiner Mutter das fürchterliche Geheimniß, daß Stephanie seine Schwester war. Er erzählte ihr, wie sein Vater es ihm entdeckt

hatte, er beschwor sie, das Geheimniß ja vor Stephanien sorgsam zu verbergen.

Ach der Brief kam zu spät; denn meine Schwester war nicht mehr bei meiner Mutter. Einen Morgen stürzt der treue Alte ins Zimmer zu Emilien, ruft athemlos: retten Sie sich, der Präsident ist hier. Stephanie springt auf, nimmt ihr Kind, wirft einen Mantel um, und frägt erblaßt: wohin wollen wir? Meine Mutter nennt einen Ort, wo sie sich treffen wollen. Rette dich, Stephanie, ruft sie: hinten durch das Hölzchen. Mich kennt er nicht.

Sie drücken einander in die Arme; eilig gibt die Mutter der Tochter ihre Geldbörse, und der Alte führt Stephanien und ihr Kind hinten hinaus in das Hölzchen, durch das Feld auf Nebenwegen in ein nahes Städtchen. Hier haben sie einen Wagen genommen. Das ist alles, was meine Mutter von ihrer Tochter erfahren hat. Meine Mutter bereitet sich vor, den Präsidenten zu empfangen, und die ganz Fremde zu spielen. Er kommt nicht. Sie packt ein, langsam;

er kommt nicht. Sie bestellt einen Wagen. Er kommt immer nicht. Sie wartet noch einen Tag, und immer kommt er nicht. Sie erkundigt sich genauer. Er ist wirklich da gewesen; aber er ist nur durchgefahren, nachdem er sich genau nach dem Nahmen der beiden Frauenzimmer, die hier einsam wohnten, erkundigt hat. Jetzt fährt meine Mutter ab, nach dem Orte, wo sie ihre Tochter hinbestellt hat. Sie komnt nicht. Sie bleibt einen Monath da, und sie kommt nicht. Sie sendet einen Boten nach ihrem alten Wohnorte. Sie ist auch nicht wieder da gewesen. Stephanie ist verschwunden, und ist es bis diesen Augenblick noch. Meine Mutter schrieb mir, wo sie war, dann fing sie an, ihre Tochter aufzusuchen; aber immer vergebens. So trafst du mich mit ihr in Pyrmont. Sie hatte auch dort vergebens gesucht. Die Börse, die sie ihrer Tochter gegeben hatte, war zwar reich, aber doch auf die Länge nicht reich genug, sie zu erhalten.

Da hast du die Geschichte meines unglücklichen Hauses, Buol.

Ich darf nur noch einige Worte über Alinen hinzusetzen, und mein buchlanger Brief ist vollendet. Ehe Karl abreiste, sah er Rosalien. Er gab ihr eine große Summe Geld; das Rosalie, sagte er: zu ihren kleinen Ausgaben, bis ich zurückkomme! Rosalie dankt ihm mit Thränen für seine Güte. Sind Sie denn glücklich, Rosalie? frägt er. Rosalie legt die Hand an die Stirn, und schweigt. Gott! sagt er: ist denn Niemand glücklich? Ich rechnete auf Ihren Schutz, mein guter Kusin, sagt sie leise. Auf welchen? wogegen? frägt er heftig. Sie seufzt. Jetzt, da Sie reisen, reisen müssen, jetzt wäre es Ihnen einen Kummer mitgeben für Ihre Güte, wenn ich nicht schweigen wollte. Aber ich habe Muth, mich zu wehren! Sie haben ihn mich gelehrt.

Auch wohl den Muth zu schweigen? frägt Karl. Sie bejaht. Kennen Sie Ihre

Eltern? Kennen Sie einen Ihrer Anverwandten? Nein! ist die Antwort.

Wissen Sie, Rosalie, wie Sie mit unserm Hause verwandt sind? Nein, sagte sie: und mich dünkt, der Onkle will es nicht sagen, oder er weiß es eben so wenig als ich selbst. Und vermuthen Sie nichts, gar nichts? fragte er weiter. Nichts, nichts, antwortete sie: aber Sie machen mich ängstlich.

Das sollen Sie werden, Rosalie, ängstlich; denn ich habe Ihnen das Testament meiner Mutter für Sie zu übergeben. Ich sollte es erst, wenn Sie zwanzig Jahre voll wären; aber ich muß reisen, und ich, liebe Rosalie, reise so hoffnungslos ab, so arm, so, ach, so sehr arm, so ohne Muth, daß ich alle meine Sachen vorher abmachen muß. Nehmen Sie dieses versiegelte Papier. Es ist von meiner Mutter. Aber Kind, schweigen Sie, denn meine Mutter meinte, das Geheimniß könnte sie verderben, und nun

Rosalie, leben Sie wohl. Er reiste. Rosalie öffnete das Papier, und fand darin eine Obligation auf eine Summe Geldes, die sie heben konnte, wann sie wollte, und von ihrer Tante Hand die Worte: das gebe ich dir, Rosalie, um dich unabhänig, von vielleicht harten Befehlen deiner Verwandten zu machen. Vielleicht heißt du nicht Rosalie Laurent, sondern Aline. Dann lebt eine Schwester von dir, Nahmens Stephanie Bugor. Die suche auf, sie wird dir sagen, wie dein Vater hieß. Ich sage vielleicht, mein Kind! vielleicht heißt du Aline! du wirst ja erfahren können, wie du Laurent heißt, wer deine Verwandten sind. Aber schweig ja, meine Tochter. Dieses Geheimniß kann gefährlich für dich werden, wenn es bekannt wird. Mein Sohn ist dein Freund, dein Beschützer. Bleibe dir selbst treu, meine Tochter, und denke, liebe Rosalie, daß es ein Glück gibt, das die Stunde des Todes austheilt, und das ist nicht anders zu erwerben als mit einem treuen Herzen. Lebe wohl. Heißt du

Aline, so hast du keine Eltern mehr. Ein Sturm auf dem Züricher See tödtete sie und deinen Bruder; aber deine Schwester lebt. So lebe wohl für immer.

Das las sie, sie konnte errathen, wer ihre Eltern waren, wenn sie Aline war. Aber war sie Aline, oder war sie Rosalie? —

Sie war bestimmt, ihre Hand einem alten reichen Wollüstling zu geben. Sie widersetzte sich. Da drohete ihr der grausame Oheim, sie zu verstoßen. Er that sie in der That ein Jahr lang unter die Aufsicht einer Verwandtin, in das Städtchen, wo du sie kennen lerntest.

Sieh, das war es, Buol, was mir meine Mutter in drei langen Tagen erzählte, mir und Rosalien. Ich schwieg zwar, ich lächelte; aber jedes Wort grub sich in meine Seele, und wurzelte da, und wuchert, und trägt eine reiche Ernte von Rache, von Rache für den Unmenschen. Ich mußte meiner Mutter schwören, ihm nie mei-

nen Nahmen zu nennen. Ich schwur es, denn meiner Mutter Tage sollen im Frieden dahin fliehen. Meine Schwester soll Rosalie Laurent heißen. Aber beim Himmel! beim allmächtigen Gott! wenn meine Mutter todt ist! dann, dann will ich vor ihn hintreten, und ihm sagen: ich heiße Gustav Thorberg! und nun Teufel zahle mir für jede Minute des unruhigen, qualvollen Lebens meiner Eltern Genugthuung mit Zinsen. Buol, sieh, mein Leben ist mir theuer, das Theuerste bis zu dieser Minute, und dann, wenn ich der Rachengel meines unglücklichen Hauses gewesen bin; dann will ich glauben, ich habe das Ziel meines Daseyns erreicht, dann falle mein Leben ab wie die Blüthe, welche die stille Frucht bedeckte, erwärmte, pflegte und schützte, und dann abfällt.

Gott, segne dich Buol! und mich! Ich habe nur einen Wunsch, daß ihn die Hölle nicht früher nimmt, ehe ich ihn ihr zusende.

Und Nally? Nally? Sieh, wenn ich die Thränen meiner Eltern, meiner Großeltern, meiner Schwester zähle, so steigt ein Kanibalentrieb in mir auf. Ich brüte einen Plan aus, dessen sich der Teufel selbst nicht zu schämen hätte. Ich könnte mich selbst, alles Heilige, alles Gute vergessen, und ich habe nur den blutgierigen Blick auf einen Punkt gerichtet, wie ein Tiger, der aus dem Gebüsch, das ihn verbirgt, das funkelnde Auge auf seine Beute heftet. Ich vergesse oft, oft, daß ich Nally liebe, sie ist nur die Tochter des Menschen, den ich mehr hasse als die Sünde. Sieh, ich kann diese allmächtige Leidenschaft, wie einen kindischen Wunsch, wie eine Posse von mir werfen, sobald sie versöhnend zwischen mich und ihn treten will.

Und Nally? was dann? was dann? An meinem blutigen Ziele steht Nally, steht sie in der schönen Liebenswürdigkeit; aber — ich weiß, wie alles dann kommen wird. Aber entschlossen bin ich zu allem, das Leben

selbst habe ich an eine Stunde gesetzt, und ständen tausend Engel an meinem Ziele, sie würden mein Herz nicht erweichen. Und so lebe wohl, Buol. Du hörst von mir!

Ende des zweiten Bandes.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Aline von Riesenstein

Bd.: 2

Halle [u.a.] (1808)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149c(11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090202-7